PD
181
.S4
IMS

This book belongs to
THE CAMPBELL COLLECTION
purchased with the aid of
The MacDonald-Stewart Foundation
and
The Canada Council

The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/zurgeschichteder00sehr

Hesperia
Schriften zur germanischen Philologie
herausgegeben von Hermann Collitz und Henry Wood
Professoren an der Johns Hopkins University in Baltimore
Nr. 8

Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *Und*

von

Edward H. Sehrt
Instructor in Delaware College

X FICHE

Mit einer Karte

Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario
CAMPBELL
COLLECTION

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1916
Baltimore: The Johns Hopkins Press

Landkarte siehe S. 53.

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

I. Entwicklung der Konjunktion **andi* im Gemeingermanischen.

Bei der Untersuchung der Entwicklung und Verbreitung der mannigfachen Formen dieser Konjunktion im Althoch- und Altniederdeutschen beabsichtigt der Verfasser vorzugsweise ein Kriterium zur Unterscheidung der verschiedenen Dialekte zu gewinnen.

Man findet in fast allen Grammatiken[1]) die Formen ziemlich bunt durcheinander geworfen, ohne einen ernstlichen Versuch, sie nach ihrem zeitlichen und örtlichen Auftreten streng zu sondern oder ihrer Entstehung nach zu erklären. Das kommt wohl daher, daß dieselbe Handschrift sehr oft mehrere Formen aufweist, und zwar anscheinend auf ganz willkürliche Weise. Z. B. *anti* (1) neben *enti* (3) im Hildebrandslied; oder *indi, inti* (7), *enti* (10) in der Benedictinerregel. Diese Unregelmäßigkeiten beruhen, wie später gezeigt werden wird, manchmal auf Beibehaltung einer altertümlichen Form; in anderen Fällen darauf, daß bei der Übertragung von Werken in einen anderen Dialekt sich Formen einschleichen, die nur dem ursprünglichen Dialekt eigen sind; oder darauf, daß, wie z. B. beim König Rother, dem Autor unbewußt eine aus seiner heimatlichen Mundart entnommene Form entschlüpft. Aber um die fremden Bestandteile eines Denkmals möglichst vollständig auszuscheiden und ein zuverlässiges Ergebnis zu gewinnen, muß man nicht nur diejenigen Denkmäler heranziehen, die einen ziemlich reinen Dialekt zeigen, sondern auch der Geschichte der Handschriften nachgehen. Das ist aber für die altdeutsche Zeit eine schwierige Aufgabe und die Ergebnisse beruhen in nur allzugroßem Umfang auf bloßen Mutmaßungen. Trotzdem glaube ich, daß man auf Grund des vorhandenen Materials zu einigermaßen festen Ergebnissen gelangen kann.

Um einen sicheren Ausgangspunkt sowohl für die Entwicklung der Formen wie für die der Bedeutung zu gewinnen, müssen wir die anderen germanischen Sprachen berücksichtigen. Im Gotischen ist bekanntlich

[1]) Ausgenommen etwa Braune, Ahd. Gramm.[3] 70, Anm. 2, wo dieser Konjunktion freilich nur wenige Zeilen gewidmet aber wenigstens die Hauptformen zutreffend unterschieden sind.

keine Konjunktion vorhanden, die ſich mit der des Weſtgermaniſchen (engl. *and*, hochdeutſch *und*) deckt. Im Nordiſchen, das in vielen anderen Einzelheiten mit dem Gotiſchen übereinſtimmt und ſich von den weſtgermaniſchen Sprachen unterſcheidet, iſt auch die Entwicklung dieſes Bindeworts unterblieben, obgleich das Nordiſche ein *enn* ‘aber, noch’ aufweiſt, das an einigen Stellen dem weſtgermaniſchen **andi* nahekommt.

Woher kommt nun das Wort, das in faſt allen weſtgermaniſchen Denkmälern vorhanden iſt, und wovon ſich dennoch im Gotiſchen anſcheinend keine Spur findet? Nach Kluge[1]) und Torp[2]) iſt angelſächſiſch und altoſtfrieſiſch *and*, altſächſiſch *endi*, althochdeutſch *anti, enti, inti* uſw. von einer indogermaniſchen Grundform *ṇthá* = altindiſch *átha* ‘weiter, ferner’ abzuleiten. Das *i* im Auslaut von *anti, enti, endi* uſw. iſt nach Torp eine deiktiſche Partikel *i* wie im griechiſchen *οὗτοσ-ί*. Auch Kluge betrachtet es „als einen ſekundären Zuſatz, wahrſcheinlich ein neues Kopulativelement (vgl. *jah* aus *ja-h* = latein. *-que*)“. Dieſe Erklärung iſt abzulehnen, zunächſt weil man für altindiſch *ath-* oder *adh-* ein *und-* im Germaniſchen erwarten würde (vgl. *adhara* = *undar*; *baddhas* (**badh-tas*) = got. *bundans*). Auf Grund dieſes *ṇthá* = gemeingermaniſch *und-* wären alſo Formen mit anlautendem *a* wie *and, anti* uſw. nicht zu erklären. Zweitens iſt die Annahme einer ſolchen deiktiſchen Partikel im Germaniſchen ſehr bedenklich. Jedenfalls läßt ſich kein paralleles Beiſpiel zu griechiſch *οὗτοσί* finden, denn gotiſch *-ei* (z. B. *þat-ei*) wird nur in relativem Sinne gebraucht.

Eher läßt ſich an altindiſch *ánti*, griechiſch *ἀντί*[3]), lateiniſch *ante*[4]) denken. Dieſe Anſicht, obgleich von vielen gebilligt, bedarf zunächſt noch weiterer Prüfung. Abgeſehen von einer Bedeutungsſchwierigkeit, die ich gleich zu beſeitigen hoffe, liegt eine ſcheinbare lautliche vor. Altindiſch *ánti*, latein. *ante* hätte nach Grimms Geſetz zu **anþi* werden ſollen, wie got. *munþs* ⟨ lat. *mentum*; *tunþus* ⟨ *dens, dentis*; *anþar* ⟨ altindiſch *ántaras*; *swinþs* ⟨ indogerm. **sṷent* uſw. Im Angelſächſiſchen, Altoſtfrieſiſchen und Altſächſiſchen (Heliand u. Geneſis) wäre dann das *n* vor *þ* weggefallen (agſ. *mûð, tôð, ôðer, swîð*). Der Akzent aber ruhte im Urgermaniſchen wahrſcheinlich wie im griechiſchen *ἀντί*[5]) auf

[1]) Paul u. Braunes Beiträge X 444.

[2]) Fick, Vergl. Wörterbuch d. indog. Sprachen III 14.

[3]) Prellwitz, Griech. Wörterbuch, Erſte Auflage, S. 25.

[4]) Walde, Latein. Wörterbuch, 2. Aufl., S. 47.

[5]) Vgl. hierzu das griech. *μετά*, das im Weſtgerm. zu *mid* wird. Über das *þ* in got. *miþ* vgl. Braune, Got. Gramm. S. 37 § 74. Altnord. *enn* aus *andi* entſtanden? Vgl. Noreen, Gramm.[3] § 307, 2b.

der letzten Silbe, und daher ist nach Verners Gesetz das *t* zu *d* verschoben; vgl. got. *ana-minds, ga-munds* < lat. *mens, mentis,* aind. *matíḥ,* idg. **mn̥tí-s*; got. *hunda-* < lat. *centum,* aind. *çatám,* idg. **ḱn̥-tóm*, got. *winds* < lat. *ventus,* idg. **u̯entós*; got. *kindins* < lat. *gens, gentis*; got. *hunds* aus **ḱun̥-tó.*

Eine weitere Stütze für die Annahme, daß das griechische *ἀντί* die ursprüngliche Betonung bewahrt habe, sehe ich in dem Ergebnis von Benfeys Untersuchungen über die ursprüngliche Betonung der griechischen Präpositionen[1]). Er sagt: „Im allgemeinen ist nicht der Akzent als ursprünglich zu betrachten, welchen die Präposition hat, wenn sie vor dem von ihr bestimmten Kasus steht, sondern vielmehr derjenige, welchen sie hat, wenn sie hinter demselben erscheint .... Seite 183 .... *ἀντί* erscheint hinter seinem Kasus oxytoniert, während es im Sanskrit paroxytoniert ist und *ánti* lautet, also eigentlich an dieser Stelle wie *ἄπο* usw. *ἄντι* akzentuiert sein müßte. Wenn aber *anti* auf einem zusammengesetzten Pronominalstamm beruht, etwa *an-ta* (für *a-na-ta*), dann wäre nach der sogleich folgenden ersten Erklärung des Verhältnisses von griech. *ἀνά* zu sanskr. *anu* die Oxytonierung die ursprüngliche Akzentuation gewesen und die Anastrophe würde mit Recht fehlen". In bezug auf Letzteres kann ich ihm aber nicht beistimmen, denn ich halte *ἀντί*[2]) für eine Lokativform eines Stammes **ant-* 'Stirn'. (Westgerm. *Endi* 'Ende' ist eine *ja*-Erweiterung und formantisch dem griech. *ἀντίος*, latein. *antiae* gleich[3].) Die Oxytonierung wäre dann sowohl im Sanskrit wie im Griechischen regelrecht. Der Akzent des aind. *ánti* ist also sekundär, vielleicht durch Analogie der anderen Präpositionen wie *áti, ádhi, ápi, upári, pári, práti* bewirkt.

Das *i* im Auslaut ist dann regelrecht im Germanischen geschwunden (got. agf. altfries. *and*). Im Ahd. und Altsächs. ist das *i* in *anti, enti, endi* usw. entweder aus einer früher vorhandenen Komposition (**andi* + Nomen) wie *umbi-hwarf, furi-burt, miti-gaburt* auf die Präposition **and-*[4]) übertragen, oder es wurde einfach nach Analogie von *umbi, furi, miti* gebildet. Für erstere Annahme könnte man auf *ubiri* und *untiri* verweisen, die wie *endi* auch nicht mehr in der

---

[1]) Nachrichten v. d. k. Ges. d. Wissensch. Göttingen, 1878, S. 177 = Vedica u. Linguistica (Straßb. 1880), S. 102.

[2]) Walde, Lat.-Etymol. Wörterbuch, S. 47.

[3]) Brugmann, Kurze vergl. indogerm. Gramm., S. 328.

[4]) Darf man etwa das **andi* direkt auf **anti-on* (griech. *ἀντίον, ἐναντίον*) zurückführen?

Kompoſition belegt ſind (vgl. Joh. Schmidt, Kuhns Zeitſchrift XXVI, 20ff.). Ebenfalls findet ſie eine Beſtätigung in dem 5mal belegten angelſächſiſchen (angliſchen) *end*[1]). Dieſe Form iſt in der Kompoſition aus **andi* wie *ymb*[2]) aus *umbi* entſtanden. Das *i* iſt dann, nachdem es Umlaut hervorgerufen hat, abgefallen, wie es auch ſonſt bei langſilbigen *i*-Stämmen in der Kompoſition die Regel war; vgl. *brȳd-guma dryht-bearn, dǣd-fruma* uſw. Dieſes *end* war als ſelbſtändiges Wort nur eine Zeitlang im Gebrauch, denn es hat ſich gegenüber dem überwiegenden *and* als Präfix und Präpoſition nicht behaupten können. Das *end* in den ſpäten Überlieferungen mag nur eine ungenaue Schreibung für einen zwiſchen *a* und *e* ſchwankenden Laut ſein; vgl. die heute vielfach übliche Ausſprache des *and* = *ænd*. So möchte ich das *end* in der Hatton Hſ. der Evangelien (hrsg. v. Skeat) erklären. Das ein paarmal belegte *end* 'formerly' als Adverb iſt nicht hierher zu ziehen. Es iſt wie das altnordiſche *endr* aus got. *andiz (-uh)* entſtanden.

Der Übergang von der Präpoſition zur Konjunktion war gegeben, wenn man in der Konſtruktion *fadar and sunu* 'Vater auf Sohn', oder 'Vater nach Sohn' nach dem Muſter von *fadar jah sunus* nach *and* den Nominativ einſetzte[3]). Gerade wann aber dieſer Übergang ſtattgefunden hat, iſt ſchwer zu beſtimmen, denn außer dem Gotiſchen iſt das Altfrieſiſche der einzige germaniſche Dialekt, in dem *and* noch als Präpoſition fungiert, und dieſer läßt wegen ſeiner jungen Überlieferung auf keinen Zeitpunkt ſchließen. Im Gotiſchen iſt, ſoviel ich ſehen kann, noch keine Spur von einer konjunktionalen Bedeutung von *and* vorhanden. Dieſe hat ſich offenbar erſt entwickelt, nachdem eine Ausgleichung zwiſchen Nominativ und Akkuſativ ſtattgefunden hatte (von dieſer Annahme muß man ausgehen, denn im Gotiſchen wird *and* nur mit dem Akkuſativ verbunden). Im Angelſächſiſchen beſteht ſchon in den älteſten Denkmälern bei den *a- i- u*-Stämmen kein Unterſchied mehr zwiſchen Nominativ und Akkuſativ. Mithin war es nach dieſem Ausgleich unmöglich, zwiſchen Nominativ und Akkuſativ, Präpoſition und Konjunktion zu unterſcheiden *(fæder and sunu)*. Wie gering der Unterſchied zwiſchen Präpoſition und Konjunktion manchmal werden kann, zeigt das engliſche *with*; in dem Satz[4]) 'The passengers with

[1]) Vgl. Chadwick, Trans. of the Cambr. Phil. Society 1899, S. 204.

[2]) In dem auslautenden *e* von *ymbe*, Adverb, wofür J. Schmidt keine Erklärung fand, ſehe ich eine mit *wiþere, niþere, ofere* gleichartige Neubildung. Vgl. Cook-Sievers Gramm. § 315.

[3]) Dieſe Erklärung verdanke ich Herrn Prof. Collitz.

[4]) Century Dictionary, Vol. I 204, unter *'and'*.

all but three of the crew were saved' kann das *with* durch *and* erſetzt werden, ohne die geringſte Verletzung der Bedeutung.

Wie das griechiſche *ἀντί* hat auch das germaniſche **andi* frühzeitig die urſprüngliche Bedeutung von 'gegen, gegenüber, angeſichts' verloren; nur als nominales und verbales Präfix lebt es noch in dieſer Bedeutung fort. Vgl. got. *and-waurdi, and-staurran*; altſächſiſch *andswaru, andwordian*; angelſächſiſch *andsaca, andbita, andbeorma*; altfrieſiſch *antwordia*; altnordiſch *andskoti, androdi, andvaka*; althochdeutſch *antluzzi, antlingen* uſw. Dieſes Präfix hat ſich daneben ſchon ziemlich früh zu der Bedeutung von *ent-* entwickelt, die heutzutage faſt die alleinherrſchende iſt. *Ant-* im Sinne von 'gegen' iſt im Neuhochdeutſchen nur in *Antlitz, Antwort,* und *anheischig* aus mhd. *ant-heizec* 'verpflichtet' vorhanden. In 'Handwerk' mhd. *antwerc*[1]) 'machina', altnord. *and-* oder *ann-virki* hat ſchon früh eine Vermiſchung mit dem Nomen 'Hand' ſtattgefunden, nachdem das *and-* ſeine urſprüngliche Bedeutung von 'gegen' eingebüßt hatte. Die Erklärung der Bedeutung von *ent-* liegt wahrſcheinlich in Wörtern wie got. *andabauhts* 'Löſegeld' aus *andbugjan* 'gegen Geld kaufen' d. h. 'freikaufen'. *Andhuljan* deckt ſich ganz mit dem nhd. *enthüllen.* Eine merkwürdige Erſetzung des Präfixes *and-* durch *gegen-* findet ſich ſchon ſehr früh in *Gegenwart, -wärtig* (altſächſiſch *geginwart,* althochdeutſch *geginwert* für got. *and-wairþi*; angelſ. *andweard*; altſächſ. *andward*; althochdeutſch *antwart*).

Einige ſpärliche Überreſte eines adverſativen präpoſitionalen Gebrauches von *and* ſind uns leider nur noch im Altfrieſiſchen erhalten. Vgl. Beiſpiele wie

fara and tha saxinna merka
fara of tha liudgarda and enne otherne
and thene warf branga uſw.

wo *and* mit dem Akkuſativ verbunden iſt.

Die angelſächſiſchen Beiſpiele, die unter dieſer Rubrik immer angeführt werden, ſind, wie Prof. Sievers mir freundlichſt zeigte, mindeſtens ſehr zweifelhaft.

Geneſis[2]) V. 2114–19.

ne meahton sîðwerod
gûðe spôwan, ac hie god flŷmde
sê ðê æt fechtan mid frumgârum

[1]) Vgl. König Rother V. 5824.

[2]) Grein-Wülker, Bibliothek d. angelſächſ. Poeſie, Bd. II, 2. Hälfte, S. 412.

wiþ ofermægnes egsan sceolde
handum sinum *and* hâlegu trêow
sêo þu wiþ rodora weard rihte healdest.

'and hâlegu trêow' deutet Dietrich[1]) mit dem Ausdruck *ἀντὶ τῆς πίστεως* 'dem heiligen Vertrage gemäß'. Der Text iſt hier ſicher verderbt, denn die Zeilen von sê þê an haben keinen Sinn und die Vermutung, *sceolde* ſtehe für *scylde*, iſt zu gewagt und ergäbe außerdem ein *ἅπαξ λεγόμενον*. Ferner würden wir *hâl(e)ge trêowe* erwarten.

Geneſis, Z. 13.

Hæfdon gleam and dream
and heora ordfruman engla þreatas.

Nach Prof. Sievers Meinung iſt das *and* hier melodiſch unmöglich. Man muß wahrſcheinlich, wie er vorſchlägt, *æt* ſtatt *and* einſetzen. Vgl. *æt selde* 'vor dem Throne' (Chriſti Höllenfahrt Z. 297).

Ein drittes Beiſpiel für *and* cum Accusativo will Dietrich in Daniel[2]) Zeile 53 ſehen.

Gesamnode þa sûþan and norþan
Waelhrêow werod *and* west faran
Herige hæþen-cyninga to þaere hêan byrig.

„Er verſammelte da von Süd und Nord eine grauſame Schar gegen Weſten zu fahren." Thorpe und nach ihm Grein verſtehen ein Verbum wie *heht* nach dem *and* „und befahl ihnen nach Weſten zu fahren". Dieſe Vermutung von Thorpe wird wohl das Richtige treffen, denn der Satz erfordert unbedingt ein Verbum und *heht* iſt dem Sinne nach ſehr paſſend.

Im Altfrieſiſchen entwickelte ſich neben dem Begriff 'gegen, auf' in Zuſammenhang mit Verben der Bewegung ſchon früh eine Nebenbedeutung 'mit, in, auf' mit Verben der Ruhe und das *and* wurde infolgedeſſen mit dem Dativ verbunden[3]).

Ande there saxinna merik wesa.
Hine *ande* sine beke umbe wenda.
And sine scelde moste hi melia tha kenlika crona.

Wiederum ſind hier die angelſächſiſchen Beiſpiele ſehr zweifelhaft.

Klage der gefallenen Engel, Z. 42[4]).

Nis nu ende feor
þæt we sceolun ætsomne sûsel þrôwian

[1]) Z. f. deutſches Altertum X, 311 ff. [2]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 478. [3]) Richthofen, Altfrieſ. Wörterbuch, S. 604. [4]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 524.

Wean *and* wergum, nalles wuldres blæd
Habban in heofnum, hêhselda wyn.

Bouterwek schreibt ‘mid’ anstatt des handschriftlichen *and*. Grein und Dietrich ändern *wergum* zu *wergun* (Akkus.) und betrachten das *and* als Konjunktion. Bosworth-Toller fassen *wergum* als Dativ (wie Bouterwek) nach *and* auf. Vgl. auch die neuen Versuche, wie den von Frings und Unwerth (Beitr. 36, 560), wo *wergum* eine *mi*-Ableitung sein soll, wie *bôsum, mâðum, breahtum, waestum*; und den von Sperber (Beitr. 37, 148), wo *and* durch *an* ersetzt wird: „*wergum* ist dann als Dat. Plural zu *werig* ‘verdammt’ zu fassen und das Ganze zu übersetzen . . . daß wir alle Pein erdulden sollen, Leiden bei den Verdammten, nicht den Glanz des Lichts im Himmel haben usw. Der Gegensatz zwischen den Qualen der Verdammten und den Freuden des Himmels ist ja das Hauptthema des Gedichts, weshalb ‘on wergum’ als Kontrast zu ‘in heofnum’ vortrefflich paßt“. Diesen beiden Erklärungen hat Sievers (Beitr. 37, 339) widersprochen; er will aus melodischen Gründen ‘*and wergum*’ in ‘*ond wœrgu*’ bessern. Diese Versuche zeigen alle, daß die Schwierigkeit in dem *and* liegt und wir dürfen demnach die Stelle als verderbt ansehen.

Die anderen Belege, die Bosworth-Toller anführt, sind ganz und gar hinfällig.

Heiligenkalendar, S. 186[1]).

Swylce wigena tîd
ymb twentig þaes twegra healdað
and fif nihtum samod aetgaedere
on anne dæg.

Die Zeile ‘and fif nihtum samod aetgaedere’ ist sicher verderbt, da der Stabreim fehlt. Bouterwek setzt zwar der Chronologie halber *seofon* für *fif* ein und stellt damit beiläufig auch den Stabreim wieder her. Aber es fragt sich, ob dadurch die Schwierigkeit gehoben ist. Fox schlug sogar *eahta* vor.

Zeile 211 ist auch metrisch nicht richtig, denn der Stabreim fällt auf das in der Senkung stehende *fan*.

þænne embe eahta niht
and feorwerum þætte *fan* gode
besenctun on sægrund sigefæstne wer
on brime haran, þe iu beorna fela (Hss. felda)
Clementes oft clypiað to þearfe.

[1]) Grein-Wülker, Bd. II, S. 242—243.

Man ſieht alſo aus den angeführten Stellen, daß die angebliche Verbindung des *and* mit einem Subſtantivum im Angelſächſiſchen bloß auf Verderbnis der Texte beruht, und keineswegs als Beiſpiel eines urſprünglich üblichen Gebrauchs angeſehen werden darf. Das Altfrieſiſche zeigt jedoch deutlich, daß es früher dieſe Funktion gehabt hat, und man kann recht wohl annehmen, daß ſie ſich einſt über das ganze weſtgermaniſche Gebiet erſtreckt habe.

Eine ſehr ähnliche Entwicklung der Bedeutung hat auch die altarmeniſche Präpoſition *ənd*[1]) erfahren. Um die Sache ſo kurz wie möglich zu erledigen, teile ich hier den Schluß von Fincks Aufſatz über die altarmeniſche Präpoſition mit, worin er ſie mit dem gotiſchen *and* vergleicht. Im großen und ganzen treffen ſeine Anſichten zu, obgleich er keinen Verſuch macht, die Entwicklung hiſtoriſch zu betrachten, ſondern ſich lediglich auf eine Vergleichung der vorkommenden Ähnlichkeiten beſchränkt.

„Danach erſcheint *ənd* mit dem Genetiv ganz fraglos als Fortſetzung des indogermaniſchen **anti* . . . Mit dem Akkuſativ entſpricht *ənd* in der einen der beiden Grundbedeutungen ſo genau dem gotiſchen *and*, daß die gleiche Herkunft kaum bezweifelt werden kann . . . Ob das gotiſche *and* aber einem idg. **anti* oder **anta* entſpricht, läßt ſich natürlich auf Grund der Form nicht feſtſtellen. Eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit für **anti* dürfte ſich aber in Hinblick darauf geltend machen laſſen, daß die mit dem gotiſchen Präfix *anda-* in *anda-bauhts* ‘Löſegeld’, *anda-hafts* ‘Antwort’ uſw. verbundene Bedeutung ‘gegen’, ‘gegenüber’ für die Präpoſition nicht nachweisbar iſt. Wenn demgemäß das arm. *ənd* mit dem Akkuſ. in der Bedeutung ‘entlang’ dem idg. **anti* gleichzuſetzen wäre, ſo würde für *ənd* in der Bedeutung ‘gegen’, ‘gegenüber’ eine andere Form, alſo wohl ein **anta* vorauszuſetzen ſein (griech. *ἄντα*), ſonſt würde dem arm. *ənd* auch im Sinne von ‘gegen’, ‘gegenüber’ ſicherlich wenigſtens hier und da noch ein gotiſches *and* entſprechen, was jedoch nicht der Fall iſt . . . Ohne Entſprechung im Kreiſe der verwandten Sprachen ſtehen *ənd* mit dem Ablativ in der Bedeutung ‘zur Seite’ und mit dem Lokativ in der Bedeutung ‘mit’, ‘bei’ da. Die Bedeutungsentwicklung aus einem ‘im Angeſicht’ erklärt ſich jedoch ſo leicht, daß man unbedenklich für beide Fälle **anti* vorausſetzen darf. Ob dabei eine Altertümlichkeit vorliegt oder eine Sonderbildung auf armeniſchem Gebiet, mag dahingeſtellt bleiben. Vielleicht

[1]) Kuhns Zeitſchrift XXXIX 537 ff.

tut man gut, letzteres anzunehmen, bis sich irgend eine entsprechende Spur auf verwandtem Gebiete findet."

Die Ansicht, daß zwei indogerm. Formen **anti* und **anta* für *and* als Präposition in der Bedeutung ‘entlang’ und *and(a)* als Präfix in der Bedeutung ‘gegen’ vorauszusetzen sind, wird sich nach dem obenbesprochenen als unhaltbar erweisen. Das gotische *and* bedeutet nicht nur ‘entlang’, sondern auch ‘über-hin’, ‘auf-hin’, was sicherlich auf eine adversative Bedeutung hinweist. Das Altfriesische liefert Belege genug für *and* mit dem Dativ und Lokativ, die der Bedeutung des armenischen *ənd* sehr nahe kommen.

Obschon, wie oben gesagt, die Konjunktion im Althochdeutschen nicht mehr als Präposition fungiert, fehlt es nicht an Beispielen, wo sie noch die Bedeutung von ‘dennoch und dagegen’ hat. Vgl. Wessobrunner Gebet:

Do dar niwiht ni was — enteo ni wenteo
enti do was der eino — almahtico cot.

Über dieses *enti* sagt Koegel[1]): „Ich habe *enti* nicht nur nicht mit Müllenhoff getilgt, sondern ihm sogar den ersten Reimstab gegeben und halte mich dazu durch die Nachweisungen von E. Kölbing, Z. f. d. Phil. 4, 347ff., wo der Gebrauch von *enti* ‘den Nachsatz einleitend’ als gemeingermanisch erwiesen ist, für vollständig berechtigt; denn dieses *enti* kann ja noch nicht (?) ‘und’ heißen, sondern es muß der Grundbedeutung ‘dagegen’, auf die die Vergleichung des griechischen *ἀντί* führt, noch treu geblieben sein".

Ferner Scholten, ‘Satzverbindende Partikeln bei Otfried und Tatian’[2]): „Bei Otfried ist diese Verbindung nicht immer rein kopulativ, sondern hat einen adversativen Nebensinn, *inti* ‘und dennoch, dagegen’"; z. B. 2, 3, 8; 2, 14, 18:

thaz si ist ekord eina, — muater *inti* thiarna.
thu bist iudiisger man, — *inti* ih bin thesses thietes.

Ludwigslied 17 – 18:

sum was luginâri — sum skâchâri
sum fol lôses — *ind* er gibuozta sih thes.

Bei Notker unterscheidet sich nach Graff[3]) *unde* von *ioh* dadurch, daß dieses nur Verbindung *unde* aber auch Gegensatz anzeigen kann: ‘sie in terra *unde* er in coelo’.

[1]) Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I 273.
[2]) Paul u. Braunes Beiträge XXII 394.
[3]) Ahd. Sprachschatz Bd. I 362.

II. Die ahd. Konjunktion *joh* und got. *jah*.

Dieſe Beobachtung führt uns folgerecht auf die Frage, was die urſprüngliche Funktion und Bedeutung des *joh* geweſen ſein könnte. Man begnügt ſich gewöhnlich mit der Annahme, daß dieſe Form aus dem gotiſchen *jah* entſtanden ſei, ohne ſich darüber ins Klare zu ſetzen, wie das got. *a* zu *o* werden kann. Das *h* wird dann ſelbſtverſtändlich dem *h* in *jah* gleichgeſtellt, welchem man denſelben Urſprung zuſchreibt wie dem *h* in *ni-h* (aus *ni-uh*), *nauh* (*nu-uh*) und *auh* (*au-uh*). Aber wie kommt es, daß das *h* in dieſen Wörtern im Weſtgermaniſchen erhalten geblieben und gerade in *jah* anſcheinend verloren gegangen iſt, mit einziger Ausnahme des althochdeutſchen *joh*, worin aber das ſchwierige *o* ſteckt (vgl. angelſächſ. *je*, altſächſ. *ia*, *gia*, *gie* neben angelſächſ. *þéah*, altfrieſ. *thāch*, altſächſ. *thōh*)? Das Althochdeutſche gibt uns darüber ſelbſt Auskunft. Das *iâ*, woraus die angelſächſiſchen und altſächſiſchen Formen, ſogar die gotiſche[1]), entſtanden ſind, war auch dem Althochdeutſchen geläufig. Es iſt ja leider nur aus bayriſchen Quellen belegt; das Alemanniſche und Fränkiſche hatten es zur Zeit der erſten Denkmäler in dieſer einfachen Geſtalt ſchon aufgegeben. Im St. Emmeramer Gebet[2]) kommt *ia* achtmal vor.

Kot almahtîgo, kawerdo mir helfan enti kawizzida mir
iâ furistentida *iâ* gaotan willun saman mit rehten
galaupôn mir fargepan za dînemo dionôste . . . .
In dîno kanâdâ enti in dîno miltidâ, wîho truhtîn,
pifilhu mîn herza *iâ* mînan cadanc *iâ* mînan willun *iâ*
mînan môt *iâ* mînan lîp *iâ* mîniu wort *iâ* mîniu werh.

Gloſſen[3]) Bd. II 227, [30]. [49]. 228, [2]. 232, [11]. 342, [31]. [54]. 101, [51].

Aurigarum ac strionum = mit reitun furentero *iâ* dero spilaro.

Excessibus = uzkengin *iâ* missatatim.

(abiecta) Convitiorum probra = unwirdida *iâ* dero skeltono itwizza.

Minutas ac tenues voces format = luzzilo *iâ* ciligo lûtit.

---

[1]) In einem Bruchſtück der Wiener Alkuinhandſchrift ſteht in lat. Buchſtaben geſchrieben *'ia chuedant ia chuatun'*. Vgl. aber hierzu Zeile 11, 12 (Streitberg, Got. Bibel S. 475). Ferner Streitberg, Got. Gramm. S. 37: 'Inter eils goticum scapia matzia *ia* drincan'.

[2]) Braune, Leſebuch S. 54 u. 29 reſp.

[3]) Steinmeyer-Sievers, Althochdeutſche Gloſſen, 4 Bde.

Confessio = lop *iâ* pigiht.
Inlecebris = unchuskim *iâ* unurlaupantlih.
Pestem = suht. thiu inzehnit ungalaupa *iâ* ander upil inchristani.

Exhortatio[1]) ca. 810.

In Zeilen 9, 11, 18, 23 steht *iâ* allein:
daz alle farstantan mahtîn *iâ* hucti cahapên.
dera er caheilit scal sîn, *iâ* dera er canesan scal.
iâ der den sînan filleol lêren farsûmit.
wanta iz ist cotes capot *iâ* daz ist unser hêlî *iâ* unsares hêrrin capot.

In Zeile 8 u. 11 *iâ auh:*
za diu daz allêm christânem za galauppenne ist *iâ auh* simplum za pigehanne.
dera er caheilit scal sîn iâ dera er canesan scal, *iâ auh* dei wort des fraono capetes, dei der truhtîn selpo za gapete casazta.

Gloſſen IV 331[9]:
Sed = *iâ auh.*

In Zeile 20 u. 21 iſt *iâ auh* zuſammengezogen in *iauh:*
de galaupa *iauh* das frôno gapet alleru îlungu îlle calirnên *iauh* dê kalêren.

Ebenfalls in Gloſſen II 101, [49]. 216, [31]:
Pestem, suht. diu inzechinit ungaloupa *iauh* andar upil.
ac praecipites = *iouh* gaha.
Sive in excelsum supra = *iouh* in himil ûf, aber in Clm. 19440 *ioh* in himil ûf.

Hier finden wir meines Erachtens die Entwicklung des althochdeutſchen *ioh*[2]). Das *au* in *iauh* iſt vor *h* zu *ǭ* geworden und dann wegen der Unbetontheit zu kurzem *ǫ*. Spuren der nichtkontrahierten Form *iouh* finden ſich noch hie und da in ſpäteren bayriſchen Denkmälern. Vgl. Otlohs Gebet[3]).

trost . . . aller dero di in dih gloubant *iouh* in dih gidingant.
mîna sunta *iouh* mîna ubila.
durch dînan namon *iouh* durh mîna durfti.
Trohtin, dû gib mir chraft *iouh* dû chunst daro zuo.
gihôrsama *iouh* gidult.

[1]) Braune, Leſebuch S. 29.
[2]) Vgl. Seite 12 u. 20. [3]) Braune, Leſebuch S. 76.

mînan gidanchan *iouh* mînemo lîhnamon.
durh dîna ûffart *iouh* durh di gnâda.
dara nâh hilf mir durh die diga sancte Mariun êwiger magidi *iouh* durh die diga sancti Michaelis.
daztû si lâzzest gniozzen des gidingon, den sidînen gnâdun habent *iouh* zi mînemo gibeti.
dara nâh ruofo ih zi dînen gnâdun umbe alla unsre rihtâra, phaffon *iouh* leigun, daz tu sie soliha gimacchost, daz si sih selben megin grihten unte alla in untertâna *ioh* bivolahna.
dara nâh bito ih umba allaz daz ungrihti *iouh* umba allen den unfrido *iouh* umba daz ungiwitiri.
dara nâh ruofo ih umbi alla unsri broudra virvarana hie bigrabana *iouh* umba alla die, die der hie sint begraban mit rehtero glouba virvarana.
dara nâh bito ih umba alla die tôton, die hia bruderschaft habant, *iouh* umba alla die, dero alamuosan wir io imphiangin.

Geneſis [1]).
also prouchet er den leim, swiez geviel in zwein deme vater *iouch* dem sune. uſw.

Exodus [2]).
sîne hente er dô denete also in sîn brouder manete ze der heidene ungemache uber diu wazzer *iouch* die bache.

Das *iouch* erſcheint auch in der Form *ioch*.

Geneſis [1]).
Er têt an dem antlutze siben locher nutze
zwei an den ôren daz er muge horen.
ioch zwei ougen daz er sêhe die getougen

Exodus [2]).
Diu vorht têt in sô wê daz si mohten zergên,
die sie hebeten umbe den lîp umbe dei chint *ioch* dei wîp.

Was meiner Anſicht nach bei der Entwicklung des *joh* aus *iâ auh* weſentlich mitſpricht, iſt die Tatſache, daß die Bedeutung des zweiten Elementes *auh* immer mehr oder weniger zum Vorſchein kommt. In einigen obenangeführten Stellen kann das *ioh* ſehr gut mit ‚und auch' überſetzt werden. Vgl. Geneſis 3. 38. Bei Williram [3]) hat das *ioh*

[1]) Hoffmann, Fundgruben II 13[28. 38]. [2]) Ebenda II 100[43]; 161[11].
[3]) Quellen u. Forſchungen, Bd. 28, hrsg. v. Seemüller.

nur noch die Bedeutung von *auh*, außer in dem Korrelativum *beide . . . ioh*.

Q. u. F. 28:

48 37. ih wil *ioh* den gedingon an in haban.

50 13. mit maniger slahte woletâte, dîe siu sich anenimet *ioh* sine praeceptis.

132 8. ich wil dir *ioh* skêinan so fervidam caritatem.

135 9. unte nendet aller frumichêite unte iro gedinges anne mînen sponsum, des *ioh* ich êino scolta gebrûchan.

'Sogar auch':

62 11. lêistes du mir die trîuwa sih welche gnâda ih dir skêinon *ioh* in dirro werlte.

105 5. universitas fidelium . . . diu wunterot unde mendit sih der êron mînero catholicae ecclesiae, *ioh* selbo dîe non sinceri praedicatores.

126 15. unte sîe . . . corda auditorum so verro gesterchen, daz sîe *ioh* idonei werden . . . passionem tuam imitari.

127 4. per doctores gekundet wirdit per totam latitudinem mundi *ioh* selb den paganis.

(2) 'Und' nur in der Verbindung *beide . . . ioh*:

36 2. bêide per divinitatem *ioh* per nativitatem.

55 6. bêide doctores *ioh* auditores.

59 5. bêide judaicum populum *ioh* gentilem usw.

41 4. dîe der bêide wolton, *ioh* in me credere, *ioh* legem carnaliter observare.

(3) 'Nicht nur . . . sondern auch':

48 23. unte ih wil in sûochan in derro werltburge, obe ih dechêin sîn spor muge vindan, *nîet ze êinero nôte* an den, dîe da gênt angustam viam quae ducit ad vitam, *nobe ioh* an den, dîe da noh gênt latas vias huius seculi.

61 4. *nîeth zêiner gnôte . . . sunter ioh.*

136 15. *nîeth den êinen . . . sunter ioh.*

Diese Eigentümlichkeit ist keineswegs auf das Bayrische beschränkt. Im ostfränkischen Tatian[1]) kommt das *ioh* nur dreimal vor, zweimal als Übersetzung des lateinischen *etiam* = *sogar auch*; einmal des *et . . . et* = *ioh . . . ioh.*

[1]) Tatian, hrsg. v. Sievers, S. 367.

67 [3]. Domine, etiam demonia subiciuntur nobis in nomine tuo. Truhtin, *ioh* diuuala sint uns untarthiutite in thinemo namen.

145 [17]. uta ut in errorem inducantur, si fieri potest, etiam electi = so thaz in irridon werdent gileitit, ob iz mag wesan, *ioh* thie gicoranon.

170 [6]. nunc autem et viderunt et oderunt et me et patrem meum = nu gisahun inti hazzotun *ioh* mih *ioh* minan fater.

Aus dem ſüdrheinfränkiſchen Otfrid [1]) kann man zahlloſe Beiſpiele beibringen. Vgl. I, 1, 79 u. 91:

Ioh mennisgon alle ther se iz ni untarfalle
(ih weiz iz got worahta), al eigun se iro forahta.
Ioh fand in theru redinu thaz fon Macedoniu
ther liut in giburti gisceidiner wurti uſw.

In der alemanniſchen [2]) Benediktinerregel werden *sed et* und *sed etiam* (6 mal) = ‘ſondern auch’ immer durch ‘*uzzan ioh auh*’ überſetzt. Vgl. ferner:

K. 7. Qui percussi . . . maxillum prebent et aliam = die kislagane chinnibahhon keben, kebeen *ioh* andran.

Prf. Unde et dominus (truhtin) in evangelio est = danan *ioh*.

K. 3. Sed sicut discipulos convenit oboedire magistro, ita et ipsum provide et juste concedit cuncta disponere = uzzan so discoom kerisit hoorreen demu meistre *so ioh* imu forakesehantlihho, indi rehto klimpit alliu kesezzan.

Im Gegenſatz zu dieſen hochdeutſchen und den den hochdeutſchen naheſtehenden Dialekten (wie dem Oſtfränk. und Südrheinfränk.) haben die niederdeutſchen (Angelſächſ., Altſächſ.), denen ſich hierin die ahd. Überſetzung des Iſidor anſchließt, die urſprüngliche Bedeutung und Funktion des *ia* (*ioh*, Iſidor) ſtreng bewahrt. Im Iſidoriſchen *joh* war das *ia*-Element hinſichtlich der Bedeutung das betonte, dagegen das *auh* das unbetonte, denn in den Beiſpielen, die ich hier beibringe, iſt keine Spur von einer Nebenbedeutung ‘und auch’ vorhanden. Das beweiſt aber nicht, daß hier das gotiſche *jah* intakt geblieben iſt, ſondern nur, daß der urſprüngliche Beſtandteil *ia* ſich behauptet hat. In bezug auf das *o* in *joh* konnte man leicht auf den Gedanken kommen,

[1]) Otfrid, hrsg. v. Erdmann.

[2]) Reichenauer Beichte, MS Denkmäler LXXV.

daß das *oh* 'aber' einen Einfluß gehabt hätte. Aber daß ein *a* vor *h* zu *o* wird, ist nicht zu beweisen. Nur vor Nasal oder Liquida wie *fona* aus *fana, womba* aus *wamba, einfolt* aus *einfalt* wäre ein solcher Übergang lautlich erklärlich. Vielmehr läßt sich die Sache umgekehrt erklären, nämlich, daß das *oh* durch *joh* beeinflußt wurde.

Isidor[1]):

ab oculis hominum et a volucribus caeli abscondita est = fona mannô augôm *ioh* fona allêm himilis fleugendêm ist siu chiborgan (2, 15).

angelorum intelligentiam atque scientiam = angilô firstandan *ioh* iro chiwizs (3, 4).

Got *ioh* Druhtin übersetzt jedesmal Deus et Dominus (3 mal).

gentes et regna = dheodun *ioh* riihhi (6, 10).

Ioh übersetzt latein. *-que* in:

quae una eademque in trinitate est = dhiu ein *ioh* samalîh in dheru dhrînissu ist (19, 19).

An einer anderen Stelle gibt *endi* das latein. *-que* nur scheinbar wieder. In Wirklichkeit ist die Übersetzung hier mit dem Original nicht zu vergleichen, denn der Ablativus absolutus des Isidor ist von dem ahd. Übersetzer durch einen selbständigen Satz umschrieben, und das *endi* muß dann zur Anknüpfung gebraucht werden:

Venit tandem filius dei et corpus humanum adsumpsit ut dum videretur crederetur, omissisque mundanis demonum simulacris reconciliaretur gratiae conditoris = dhuo azs iungist bidhiu quham gotes sunu endi antfenc mannes liihhamun, dhazs, dhanne sie inan selbun chisâhîn, dhoh sô chilaubidîn, *endi* dhazs mittingart firleizssi diubilô drughida endi avur arwegôdi zi sines scheffidhes huldîn (29, 18).

Hier wie sonst verbindet der Übersetzer in sehr geschickter Weise das inhaltlich Zusammengehörige[2]). Vgl.:

Superest de spiritu sancto, de cujus deitate sic ait Job et quia spiritus dei est = ubar dhazs ist auh hear bifora fona dhemu heilegin gheiste, fona dhes gotnissu *ioh*[3]) dhazs ir gotes gheist ist, sus quhad Job (12, 12).

---

[1]) Der ahd. Isidor, hrsg. v. G. A. Hench, Straßburg 1893.

[2]) Vgl. Kölbing, Z. f. d. Phil. IV 347.

[3]) Rannow (Der Satzbau des althochd. Isidor, Berlin 1888, S. 15, Anm. 6) meint, daß das Abwechseln der Konjunktionen *endi* und *joh* nur unbewußt geschehe. Er übersieht dabei den feinen Unterschied der Bedeutung zwischen

Sed tota inest ei plenitudo divinitatis et gratiarum = oh in imu ist elliu folnissa gotes ghebono *ioh* gheistes (40, 13).

Auch in langen Sätzen weicht er vom Lateiniſchen ab um die Verbindung unter den Satzteilen zu kennzeichnen:

In Danihele igitur tempus adventus ejus certissime ostenditur et anni numerantur et manifesta signa ejus pronunciantur et post adventum ejus et post mortem futura Judaeorum excidia ibi certissime manifestantur. = In dhemu heilegin Danihêles chiscribe ist umbi dhea Christes chumft ernustliiho araughit endi iaar arzelidu, *ioh* offono sindun siniu zeihhan dhes bifora chichundidin, *ioh* dhâr ist auh offanliehhôst chisaghet, hwêo dhero Judeo quhalm after Christes chiburdi *ioh* after sîneru martyru quheman scoldi (25, 11).

Das Korrelativum *ioh . . . ioh*, das wir ziemlich häufig im Angelſächſiſchen und Altſächſiſchen finden, iſt im Iſidor nicht belegt. Aber aus einer Stelle dürfen wir ſchließen, daß es dem Überſetzer nicht fremd war:

Principatus ejus super humerum ejus, sive quia crucem propriis humeris ipse portavit sive quia titulum regni super humeros et caput ejus Pilatus scripsit = siin hêrduom oba sînêm sculdrôm *ioh bidhiu hwanda* ir in siin selbes sculdrôm siin crûci druoc, *ioh bidhiu hwanda* dhen titulo sînes riihhes oba sînêm scoldrom endi sînemu haubide Pîlâtus screiph (23, 1).

Um ſich den Gebrauch dieſes Bindewortes im Angelſächſ. und Altſächſiſchen beſſer zu vergegenwärtigen, vergleiche man die folgenden Stellen:

Judith 166 ealde *ge* geonge. Cynew. Chrſ. 847 leofum *ge* lâðum. Hymnus 39 cwucra *ge* deadra. Klage der Frau 25 feor *ge* neah. Phoenix 523 sôðfaest *ge* synnig.

ge . . . ge:

Beowulf 1864:

Ic þâ lêode wât
ge wið fêond *ge* wið frêond faeste geworhte
æghwæs untæle ealde wîsan.

Andreas 542:

A þiu dôm lyfað
ge neh *ge* feor is þiu nama hâlig.

---

beiden. Auch das Verhältnis des *endi* (143mal) zu *ioh* (14mal) ſcheint mir gegen Rannows Anſicht zu ſprechen.

Elene 629–31:

ge he heofonrîces 'hogde' swâ môde
and þis andwearde anforlête
rîce under roderum, *ge* he *ð*â rôde ne tæhte.

Elene 964–65:

Gode þancode
wuldorcyninge, þæs hire se willa gelamp
þurh bearn godes bêga gehwædres,
ge æt þære gesyh*ð*e þæs sigebeames
ge *ð*æs geleafan, þe hio swâ lêohte oncnêow
wuldorfæste gife in þæs weres brêostum.

Beowulf 1248 *ge* . . . *ge* . . . *ge:*

waes þēāw hyra,
þæt hîe oft wæron anwîggearwe
ge æt ham *ge* on herge, *ge* gehwæ*ð*er þâra
efne swylce mæla, swylce hira mandryhtne
þearf gesælde; wæs sêo þêod tilu!

Alfred, Metra 20 [13]:

ge an fara*ð* *ge* eft cuma*ð*.

Geneſis 752 *ge* . . . *and* (der einzige Beleg, den Grein, Sprachſchatz, angibt):

forþon hêr synt bûtû gedôn
ge þæt hæle*ð*a bearn heofonrîce sculon
lêode forlætan *and* on þæt lîg to þê
hâte hweorfan.

Im Altſächſiſchen (Heliand u. Geneſis) hat ſich ein eigentümlicher Gebrauch entwickelt, wonach das *ia (gie, ge)* allein nur Sätze oder Satzteile verbinden kann. Als *ia* . . . *ia* verbindet es dreimal Subſtantiva. Da das *ia, gie, ge* verhältnismäßig ſelten gebraucht wird, führe ich alle Stellen im Heliand und in der Geneſis an. Ich möchte dabei hinzufügen, daß die Form *ia* mit der einzigen Ausnahme von Heliand 354 nur im Monacenſis vorkommt.

Hel. 354:

Fôrun thea bodon obar all,
thea fon them kêsura cumana wârun,
bôkspâha weros, endi an brêf scriƀun
suîđo niudlîco namono gihuilican,
ia land *ia* liudi, that im ni mahti alettian man
gumono sulica gambra uſw.

4054:
that he selbo was sunu drohtines
bêðiu *ia* lîf *ia* licht liudio barnon
te astandanne.

4373:
that ôðar al brinnandi fiur
ia land *ia* liudi logna farteride.

3905:
Habdun ina far iro hêrron *ia* far hebencuning.

4098:
Thô he te Lazaruse hriop
starkaru stemniu endi hêt ina standen up
ia fan themu grabe gangan.

4455:
So gefragn ik that them rinkun thô riki drohtin
umbi thesaro weroldes giwand wordun talde,
huô thiu forð ferid, than lango the sie firiho barn
ardon môtun, *ia* huô siu an themu endie scal.
teglîden endi tegangen.

2256–57:
Nis nu lang te thiu,
that thia strômos sculun stilrun werðan
gi thit wedar wunsam. Tho hi te themu winde sprac
ge te themu sêwa so self endi sie smultro hêt
bêðea gebârean.

5837:
Hiet ôc an sundron Simon Petruse
willspell mikil wordun cûðian
cumi drohtines *gi* that Crist selƀo
was an Galileo land.

5870:
. . . . Warun im so acumana thuo noh
gie sô forahta gefrumida. . . . .

5895:
Thuo wârun sia an iro muode frâha,
gie im te them graƀe bêðia Johannes endi Petrus
runnun oƀastlîco.

Die Form *iac*, welche die Geneſis allein kennt, iſt öfters im Heliand belegt[1]). Vgl. z. B. Hel. 1208:

Was that an is wordun scîn
iac an is dâdiun sô same, that he drohtin was.

Was wäre hier natürlicher als das *iac* aus *ia* + *ak* entſtanden zu betrachten. Dies deckt ſich vollſtändig mit dem althochdeutſchen *joh*. *gie (ge)* . . . *gie (ge)* ‚ſowohl als‘:

Heliand 1657:

Nis eo sô sâlig man,
that mugi an thesoro brêdon werold bêðiu anthengean,
ge that hi an thesoro erðo ôdag libbea,
an allun weroldlustun wesa, *ge* thoh waldand gode
te thanke getheono.

5467–68:

Was im bêðies wê,
gie that sea ina sluogin sundia losan,
gie it bi them liudion thuo forlâtan ne gidorsta
thuru thes werodes word.

Wie im Angelſächſiſchen (Geneſis 752) iſt auch im Heliand *ia* . . . *endi* nur einmal belegt.

4260–61:

Thô wârð thar gumono sô filu
giwendid aftar is willion, siður sie that word godes
hêlag gihôrdun, hebencuninges,
antkendun craft mikil, kumi drohtines,
hêrron helpe, *ia* that hebenrîki was,
neriendi ginâhid *endi* nâða godes
manno barnun.

Die enge Verbindung zwiſchen den Satzteilen wird dadurch beeinträchtigt. In der Geneſis, Zeile 276, iſt kaum ein Unterſchied zwiſchen *jac* und *endi* wahrzunehmen:

Geng thuo tegegnes endi gode thankade,
hebankuninga, thes he im thea helpa ferlêch
that he muosta sea mið is ôgum an luokoian,
jac he sea an kneo kusta *endi* kûsco bad,
that sea suohtin his seliða.

---

[1]) Vgl. Heliand, hrsg. v. M. Heyne, Paderborn 1866, S. 239.

89—90 *jac . . . jac* ‘ſowohl . . . als’:
Bêtho was im thô an sorogun *jac* iro barnas dôd,
thes heliȝas hinfard, *jac* that im mid is handun fordæda
Kain an sulicun qualma.

Zeile 323 ſetzt Behaghel *jac* für das handſchriftlich überlieferte *ac* ein. Da die Zeile auch ſonſt große Schwierigkeit macht, läßt ſich nicht ſagen, ob die Verbeſſerung zu billigen iſt.

Dieſe Beiſpiele laſſen ſich aus allen Dialekten vermehren, aber die obenangeführten werden hoffentlich genügen, um den Unterſchied zwiſchen *joh* und **andi* deutlich zu zeigen. Dafür, wie mechaniſch die zwei manchmal von Schreibern auseinander gehalten werden, ohne die geringſte Rückſicht auf die Bedeutung und den Satzbau zu nehmen, gewähren die Murbacher Hymnen das beſte Beiſpiel; *joh* überſetzt mit drei Ausnahmen immer das latein. *-que*; *inti*, das latein. *et*[1]).

Es iſt ja ſehr auffällig, daß gerade die älteſten althochdeutſchen Denkmäler das *joh* nicht kennen, wie z. B. die Pariſer, Keroniſchen und Hrabaniſchen Gloſſen, das Hildebrandslied, Muspilli, Carmen ad Deum und die Zauberſprüche außer dem ſpäten ‘Contra Malum Malannum’[2]). Im Otfried dagegen überwiegt das *joh*. Im Iſidor iſt es auch ziemlich häufig. Daraus darf man aber nicht ſchließen, daß das *joh* früher dem Fränkiſchen allein eigen war und erſt ſpäter ins Hochdeutſche eingedrungen iſt, denn die Monſee-Fragmente zeigen, obgleich der Vorlage genau folgend, daß es dem hochdeutſchen Übertrager geläufig war, ſonſt hätte er es ausgemerzt oder, wie dies manchmal vorkommt, durch *enti* erſetzt (vgl. Hſ. B[4] des St. Emmeramer Gebets, Kögel, Lit.-Geſch. II 556).

III. Die Entwicklung der Form *andi* im Weſtgermaniſchen.

Man iſt faſt überall noch der Anſicht, daß wir es in den althochdeutſchen Formen *anti, enti, inte, unte (unde)* mit einem Ablaut zu tun haben (wie in binden, band, gebunden), der ganz und gar auf der urſprünglichen Betonung beruht. Dieſe Anſicht wird erſtens dadurch widerlegt, daß die Denkmäler vor dem 10. Jahrhundert die Form *unde, unte* überhaupt nicht kennen. In den allerälteſten, den Pariſer

[1]) In den Murbacher Hymnen 7, 8, 3 überſetzt *inti ioh* das lat. *atque*. Im Iſidor und in den Monſee-Wiener Fragmenten *endi (enti) ioh* = *quod*.

[2]) MS. Denkmäler IV.

Gloſſen ca. 775–80, und den Caſſeler Gloſſen ca. 790–800, iſt mit zwei Ausnahmen (Pa. hat *enti* 2mal) nur *anti* belegt. Dann kommen in dem Hrabaniſchen Gloſſar ca. 790 und den Monſee-Wiener Fragmenten (hier allerdings iſt *enti* der Vorlage zuzuſchreiben) ca. 810 *anti* und *enti* nebeneinander vor, letztere Form ſchon überwiegend. Jetzt nimmt *enti* von ca. 810–900 die Oberhand, bis es ſeinerſeits durch *inti(e)* verdrängt wird. Ebenſo iſt es in den anderen Dialekten. Beim Iſidor ca. 770 iſt *andi* ſchon zu *endi* geworden. Der Weißenburger Katechismus ca. 800 hat ſchon zweimal *indi* gegenüber *endi* (38).

Den zweiten Einwand gegen die Betonungstheorie erheben die angelſächſiſchen und altſächſiſchen Formen *and* und *endi*. Weshalb haben wir hier nur je eine Form? Darf man annehmen, daß **andi* im Angelſächſiſchen die urſprünglich vollbetonte Form bewahrt habe, im Altſächſiſchen dagegen wegen ſchwächerer Betonung zu *endi* geworden und dann auf dieſer mittleren Stufe ſtehen geblieben ſei? Daß der Grad der Betonung in hiſtoriſcher Zeit nichts mit der Form zu tun hat, zeigt die Behandlung der Konjunktion im Verſe, wo die betonte Form nicht von der unbetonten abweicht. Vgl. Weſſobrunner Gebet:

D'ô dâr niwíht nì wás énteò ni wénteò
énti dô wàs der éinò álmàhtî'co cót
mánno míltìstò *ènti* (dâr wârun auh) mánakè mit ínnan
cóotlîhhe géist'â *ènti* cót héilàc.

H. v. Veldeke 6032ff.[1]):

tòe den sélven stónden wàs
der kóninc 'ût der bórch kòmen
àls wir wále hàn vernómen
met gr'ôten froúden *ènde* spéle
do gesâ'gens állenth''alben v''ele
hútten *ènd* getélde
an der wésen *end* àn den vélde. uſw.

Die richtige Erklärung der Formen *anti, enti, inti* hängt zunächſt mit dem *i*-Umlaut zuſammen. Dieſer Umlaut hat bekanntlich das Althochdeutſche am allerletzten getroffen; deshalb hatte es noch *anti* wo das Mittel- und Niederfränkiſche und Altſächſiſche ſchon *endi* hatten. Erſt um die Mitte des 8. Jahrhunderts iſt im Bayriſchen das *i* in *anti* in Wirkung getreten und das anlautende *a* zu *e* umgelautet. Dieſe Wirkung des *i* blieb aber nicht dabei ſtehen, ſondern ſetzte ſich fort

[1]) F. Saran, Deutſche Verslehre, München 1907, S. 266–67.

auf das *e* in *enti*, welches dann zu *i* aſſimiliert werden mußte *-inti*. Die Wirkungsfähigkeit des auslautenden *i* hat ſich hiermit erſchöpft. Es wurde zu *e* abgeſchwächt, d. h. tonlos, das führte zu *inte*. Mit dem *unte* iſt es nicht ſo einfach beſtellt. Haben wir es hier mit einem bloßen Lautübergang von *inte* zu *unte* zu tun, oder war dabei etwa eine Analogiewirkung mit im Spiele? Beiſpiele von Verdunklung eines *i* vor *n* gibt es genug. Vgl. im Leidener Williram (Entholt, Seite 25) *unt-* für *int-* in *untfahan, untwichan* uſw.; in den Gregorgloſſen (Schatz, Altbayr. Gramm. § 37) *untsigiloth* (Ahd. Gloſſen II 622, 14); in den Prudentiusgloſſen (Ahd. Gloſſen II 464, 13) *untfuor*. Dieſer Übergang von *int* zu *unt* fällt ungefähr in dieſelbe Zeit, in welcher ſich die Konjunktion *unte* entwickelt hatte. Direkten Lautübergang von *ent-* zu *unt-* anzunehmen, iſt weniger überzeugend, iſt auch nicht einmal nötig, denn *int-* war ſchon auf dem geſamtoberdeutſchen Gebiet vor dem Auftauchen des *unt-* üblich (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 73, Anm. 2). Für Abſchwächung der 3. Pl. Indic. Praeſ. der ſtarken Verba zu *unt-*, vgl. Graff, Sprachſchatz, Bd. II, 1145. Die Beiſpiele ſind auch nur aus den jüngſten ahd. Denkmälern belegt. Der Grund für dieſen Übergang liegt in der Tieftonigkeit des betreffenden Präfixes oder Suffixes. So wird es wohl mit der Konjunktion geweſen ſein, die dem im Satze vorhergehenden Wort ſprachlich angeſchloſſen war und dadurch einen Teil ihrer Betonung einbüßte. So lange aber das auslautende *i* in *inti* noch ſeinen vollen Klang beſaß, war dieſe Verdunklung des anlautenden *i* unmöglich.

Hieraus ergibt ſich ein Kriterium zur zeitlichen Beſtimmung von Denkmälern. Für das Bayriſche war, können wir ungefähr ſagen, die Form *anti* bis 800 überall üblich. Von 800 – 900 iſt *enti* die alleinherrſchende. Von 900 – 1000 gilt faſt durchweg *inti(e)*. Von 1000 an *unt(e)*, das ſpäter zu *und(e)* erweicht wurde. Man muß bei dieſer Einteilung immer bedenken, daß die Zahlen nur relativ gemeint ſind. Die Perioden greifen immer ineinander über, was allerdings ſelbſtverſtändlich iſt, denn anders könnte eine allmähliche Entwicklung nicht ſtatthaben. Für das Alemanniſche gilt ungefähr daſſelbe. Für die fränkiſchen Dialekte müſſen wir die Zahlen mindeſtens ein halbes Jahrhundert zurückſetzen.

Ein zweites Kriterium (zur örtlichen Unterſcheidung) liegt in dem inlautenden Dental. Faſt alle Denkmäler, die Formen der Konjunktion mit inlautendem *t* aufweiſen, ſind oberdeutſch, d. h. bayriſch, alemanniſch, dazu rechne ich auch oſt- und ſüdrheinfränkiſch. Diejenigen mit *in-*

lautendem *d* sind rhein- (bezw. elsässisch), mittel- und niederfränkisch. Ob diese Behauptungen sich bestätigen lassen, wird sich im Verlaufe der Untersuchung herausstellen.

Andi — Anti.

Angelsächsisch:

Die angelsächsische Form ist fast ausnahmslos *and* oder mit verdunkeltem Vokal *ǫnd*, vereinzelt auch *ǫn* mit Abfall des Dentals. In einigen Denkmälern jedoch, und zwar gerade den ältesten, findet sich die merkwürdige Form *end*. In den Corpus-Glossen, die nach Wanley und Wright aus dem 8. Jahrhundert stammen (vgl. Sweet E. E. T. S. Bd. 83, Seite 4, 1885), kommt es zweimal vor. Zeile 78:

Atqueve = end suelce (Z. 238 *on suilce*).

Z. 645 delicatis et querulis = wrastum end seobgendum.

In den Erfurter Glossen, die von einem hochdeutschen Schreiber aus dem Ende des 9. Jahrhunderts kompiliert worden sind, ist das *end* nur einmal belegt, auch zur Übersetzung des *adqueve = end suilce*. Dieselbe Glosse findet sich auch in der Epinal-Handschrift, und der ältesten angelsächsischen Schreibung gemäß (denn die Handschrift stammt sehr wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert) wird hier *ae* für *e* geschrieben, *adqueve = aend suilcae*.

Was den Dialekt dieser Glossen anbelangt, verweise ich auf Skeat, ‚Our English Dialects', Seite 66ff., der ihn für mercisch[1]) hält. Demnach muß das *end* auch mercisch sein, was durch das zweimal belegte *end* einer mercischen Urkunde aus dem Jahre 836 bestätigt wird (vgl. Sweet, E. E. T. S. 83, S. 453).

Im Northumbrischen muß *end* auch einmal üblich gewesen sein. Vgl. das Caedmonische Lied ca. 737 (Sweet S. 149):

Metudæs maecti *end* his modgidanc.

In den in ein Fischbeinkästchen geschnitzten Versen (um 700) kommen die zwei Formen *and* und *end* nebeneinander vor.

Auf d. linken Seite:

oþlæ unneg Romwalus *and* Reumwalus twœgra gibroþær
afœddæ hiæ wylif in Romæcæstri

Auf d. rechten Seite:

Her . . sitiþ on harmbergæ
. . sorgæ *and* sefu tornæ

[1]) Vgl. Chadwick, Transactions of the Cambridge Phil. Society 1899, S. 250ff.

Auf d. Rückſeite:

Her fegtaþ Titus *end* Giuþeasu . . . .

In bezug auf den Dialekt ſagt Napier[1]): „It is obvious at a glance that the runes were carved by an Anglian not a West-saxon. We have the distinctively smoothing of diphthongic sounds before *g*, in *-bergae, onneg, fegtaþ*, and the absence of diphthongization after an initial palatal in *caestri*. Stephens assigned a Northumbrian origin to the casket, and this is confirmed by the loss of inflectional *n* in *sefu*, by the insertion of a svarabhakti vowel in *wylif*, and by the *ae* in *caestri*, which in the Mercian Vespasian Psalter would be *cest-*. We may, I think, safely assert that the home of the casket was the coast of Northumbria.“ Bei dieſem *end* iſt zweierlei zu beachten: erſtens, daß es nur in den älteſten Denkmälern belegt iſt, und zweitens, daß der Dialekt angliſch d. h. northumbriſch und merciſch iſt. Ob dieſe Form auch ſonſt häufig gebraucht wurde, läßt ſich nicht ſagen, denn die Schreiber haben ſehr ſelten die Konjunktion ausgeſchrieben, und man weiß deshalb nicht, welche Form ihnen oder ihrer Vorlage geläufig war.

Altfrieſiſch:

Im Altfrieſiſchen finden wir acht Formen (*and, ande, anda, end, ende, enda, an, en*). Die mit anlautendem *a* (*and, ande, anda*) waren ſowohl in Weſtfriesland als in Oſtfriesland bis gegen 1390 üblich. Dies ergibt ſich aus den Urkunden und namentlich – was Richthofens Anſicht, es habe immer ein Unterſchied zwiſchen dem weſtfrieſiſchen *end* und dem oſtfrieſiſchen *and* beſtanden, ganz hinfällig macht – aus dem Codex Unia[2]), der nur die Form *and* aufweiſt. Von 1390 an dringt immer mehr und mehr das niederländiſche *end(e), en* ein. Vgl. die Urkunde vom 22. November 1390, ausgeſtellt zu Tunawerth (Ternaerd) in Weſtdongeradeel (Rq. 560a 19–560b 29), wo *en* neben *and* erſcheint. Die Urkunde vom Juni 1392 (Charterb. I 252) hat bereits durchweg *ende*. Die Handſchriften Dr. R und I zeigen außer den älteren Stücken von I nur die Formen *end, ende*.

Wir dürfen alſo die Sache ſo beurteilen: Die Formen *and, ande* waren bis zum letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts in Oſt- und Weſtfriesland alleinherrſchend. Die Form *end(e)* iſt dann mit anderen niederländiſchen Eigentümlichkeiten, wie z. B. der Schreibung *ae, uu,*

[1]) An English Miscellany presented to Dr. Furnivall, Oxf. 1901, S. 379.

[2]) Siebs, Abhandl. der Akademie d. Wiſſ. Berlin, 1895.

ee, ii, oe für langes *a, u, e, i, o* in das Westfriesische eingedrungen. Das Ostfriesische bewahrte noch eine Zeitlang das *and(e)*, mußte aber schließlich auch dem niederländischen Einfluß unterliegen. Deshalb haben wir das merkwürdige Gemisch[1]), „in der Handschrift S, einem bei Schwartzenberg abgedruckten Manuskript des westerlauwerschen Friesslandes, wo zu beachten ist, daß dies eine Bußtaxen des Ostergo und Westergo umfassende Handschrift ist, deren einzelne Abschnitte in mancher Beziehung von einander dialektisch abweichen; im ganzen herrscht aber in den dem Ostergo angehörenden Teilen die Form *and*, in denen des Westergo *ende* vor, manche einzelne Ausnahme mag dem Schreiber zur Last fallen".

Im Ostergo Seite 442, 443: *and* 35 mal,
„ „ „ *ende* 5 mal,
„ 451, 452: *and* 50 mal, kein *ende*.
Im Westergo „ 482–491: *ende*, kein *and*,
„ 500–504: *ende*, „ „
„ 492–500: *ende* und *and*.

Die Form *anda*, die öfters in den friesischen Denkmälern vorkommt, ist wohl aus Anlehnung an das *anda* (für *an tha*, wie auch *andene* für *an thene*, *andere* für *an there* usw.) entstanden. Die Präposition *anda*, Konjunktion *anda* und Präposition + Pronomen *anda* sind also formell zusammengefallen.

Altsächsisch:

Im Altsächsischen ist das *and(e)* nur im Taufgelöbnis und in den beiden Hss. des Freckenhorster Heberegisters belegt. In dem Auszug eines lateinischen Briefes des Erzbischofs von Köln (?) an Karl den Großen ca. 802 (vgl. Jostes Z. f. d. A. 40, S. 187) kommt einmal *anda* vor in dem eingeschalteten *siniu gelp anda sinen willon*. Haben diese *and, ande, anda* als sächsisch zu gelten oder sind sie aus dem Altfriesischen entlehnt? Für das Taufgelöbnis ließe sich zur Not friesischer Einfluß annehmen (vgl. Kögel a. a. O. II S. 446 ff.). Im Freckenhorster Heberegister sieht Jakob Grimm (Kleine Schriften 4, 205–13; 5, 1–13) ebenfalls einige Frisonismen. Unter Frisonismen verstehe ich hier Reste einer friesischen Vorlage. Man könnte ja für Freckenhorst einen besonderen Klosterdialekt auf friesischer Grundlage annehmen. Doch ist für diese Annahme kaum ausreichender Grund vorhanden. Was für ein Dialekt dem hibridischen 'siniu gelp anda sinen willon'

[1]) Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch, S. 605.

zu Grunde liegt, iſt nicht ſicher. Die Form *anda* findet ſich zwar nur im Frieſiſchen, aber da das frieſiſche *anda* uns erſt aus Hſſ. des 13. und 14. Jhdts. überliefert iſt, kann es, wie ich oben (Seite 25) vermutet habe, eine ſpäte Neubildung ſein. Die Form *anda* in dem Auszug kann auch ſehr wohl dem Schreiber zur Laſt gelegt werden. Ich möchte glauben, daß *and(e)* neben *endi* einſt in ganz Weſtfalen gebräuchlich war, daß aber das *endi* in einigen Gegenden, und die waren gerade diejenigen, woraus unſere Überlieferungen ſtammen, ſehr früh zur Herrſchaft gelangte. Im Taufgelöbnis erſcheint *and* nur einmal neben *ende* (3) und *end* (4). In der Kindlingerſchen Handſchrift des Freckenhorſter Heberegiſters verhält ſich *ande* zu *endi, ende* wie 1 zu 87; in der vollſtändigen münſter. Handſchrift (beide ſind aus dem 10. Jhdt.) *ande, and* zu *endi, ende* wie 25 zu 322. Im 14. Jahrhundert taucht dies *and(e)* plötzlich wieder auf in Urkunden aus derſelben Gegend, z. B. aus Münſter, Paderborn, Meſchede, Soeſt. Vgl. unten ‘*And(e)* im ſpäteren Mittelalter’.

Oberdeutſch:

Im Bayriſchen erſcheint *anti* in den Pariſer Gloſſen ca. 775 – 80[1]) 16mal neben *enti* (2); in dem ſogenanten Hrabaniſchen Gloſſar und deſſen Bruchſtücken *β*, *γ*, *δ* ca. 790 zweimal neben *enti* (3); in den Caſſeler Gloſſen ca. 800 dreimal und in den Monſee-Wiener Fragmenten ca. 810 *anti* (1), *aenti* (1) neben ſonſtigem *enti*, welches der Übertrager einfach aus dem *endi* ſeiner Vorlage (vgl. den Iſidor mit durchgehendem *endi*) umgeſtaltet hat. Geläufig war ihm die Form *anti, aenti,* welche ihm zweimal unvermerkt in die Feder floß, denn es ſtand nicht in ſeiner Vorlage. Wie aus der Schreibung *aenti* hervorgeht, hat das anlautende *a* ſchon eine deutliche *e*-Färbung gehabt. Aus dieſen Denkmälern läßt ſich vermuten, daß *anti* bis zum 9. Jahrhundert in Bayern noch vorherrſchend war. Auf dem ganzen oberdeutſchen Gebiet iſt *anti* nur noch einmal in dem Keroniſchen Gloſſar K^b ca. 785 – 95 belegt[2]). Dieſes ſcheint mir, wie vielleicht auch das zweimal vorkommende *enti,* aus der bayriſchen Vorlage (z) zu ſtammen (vgl. Kögel a. a. O. II 433). Eine Beſtätigung findet dieſe Vermutung in der handſchriftlichen Überlieferung der Gloſſe *gratia. kepandi. anstanti. huldi. kotes.* „Der Schreiber hat“, wie Kögel (das Keroniſche

[1]) R. Kögel, Über das Keroniſche Gloſſar, Halle 1879, S. 8; P. u. B. Beitr. 9, 357 Anm.; Z. f. d. Phil. 32, 148, 173.

[2]) Über das *anti* im Hildebrandslied werden wir unten zu ſprechen haben.

Glossar S. 8 Anm.) richtig bemerkt, „die Partikel *anti* nicht erkannt und nahm daher *anstanti* unverändert aus der Vorlage herüber." In Oberdeutschland, mit Ausnahme des Bayrischen, war also schon zur Zeit unserer ältesten Überlieferung anlautendes *a* zu *e* geworden.

Endi — Enti.

Die vereinzelten Beispiele des *end* im Angelsächsischen haben wir oben S. 23 besprochen. Das *end* in den späten Denkmälern, z. B. der Hatton-Hs. der Evangelien, kommt hier nicht in Betracht. Es bezeichnet nur eine dialektische Aussprache, wie etwa das *and* = *end* im amerikanischen Englisch.

Das Altfriesische hat auch ursprünglich nur die eine Form *and* gehabt, wie man aus den ältesten Hss. leicht sehen kann. Die späte Form *endi* ist offenbar aus dem Niederfränkischen (bezw. Niederländischen) eingedrungen. Ob wir in dem friesischen *ande* ein altes **andi* zu sehen haben oder nur ein *and* mit einem suffigierten d. h. unorganischen *e*, ist wegen der späten Überlieferung der Rechtsaltertümer gar nicht auszumachen. Aber falls das *ande* doch auf **andi* zurückginge, würde die weitere selbständige Entwicklung zu *endi* dadurch ausgeschlossen, daß das auslautende *i* in **andi* schon in den ältesten Hss. zu *e* abgeschwächt war und somit seine Wirkungsfähigkeit eingebüßt hatte.

Das Altsächsische hat durchweg *endi*; für die paar Belege des *and* vgl. Seite 25. Das frühe Auftreten des *endi* aus **andi* entspricht dem sonstigen Umlautsverhältnis des Niederdeutschen (bezw. Ags. Altfries.) gegenüber dem Oberdeutschen.

Beispiele[1]):

(1) Allerheiligen (MSD. LXX)	9 – 10. Jhd.	endi (5)	ende (1)
(2) Abecedarium Nord.	10. „	endi (2)	
(3) Bruchstück e. Homilie Bedas	10. „	endi (5)	ende (1)
(4) Beichte	10. „	endi (59)	
(5) Eltener Glossen	10. „	endi (1)	
(6) Essener Evangeliarglossen	10. „	endi (19)	ende (1)
(7) Essener Heberegister	10. „	endi (3)	ende (9)
(8) Freck. Heberegister (Kindl. Hs.)	10. „	endi (6)	ende (81) andi (1)
„ „ (Münster. Hs.)	10. „	endi (2) and (3)	ende (320) ande (22)

[1]) Elis Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden u. Leipzig 1899.

(9)	Geneſis	um 830	endi
(10)	Gloſſen z. Hom. Gregors d. Großen	11. Jhd.	endi (1)
(11)	Heiland	um 830	endi
(12)	Merſeburger Gloſſen[1])	11. „	end(e) (1) (end)
(13)	Stücke einer Pſalmenausleg.	10. „	endi (11)
(14)	Prudentius-Gloſſen in einer Werdener Hſ.	10. „	endi (10) endi (1) endi (5)
(15)	Taufgelöbnis	8. „	and (1) ende (3) end (4)
(16)	Werdener Heberegiſter	10. „	endi (3)
(17)	Auszug a. e. Brief	9. „	anda (Z. f. d. A. 40, S. 187).

Auf dem ganzen ober- und mitteldeutſchen Gebiet ſind die Formen *enti, endi* reichlich belegt.

Endi: Iſidor ca. 770; Weißenburger Katechismus ca. 790 neben *enti* (1), *indi* (2); Merſeburger Zauberſprüche, Hſ. des 10. Jhdts., Kölner Gloſſen[2]) 10. Jhd. *endi* (1), *indi* (2); De Heinrico ca. 985 *endi* (1), *indi* (1); Niederländiſche Pſalmen 10. Jhd., erſter Pſalm (Mfr.) *ende* (1); das Keroniſche Gloſſar K^a ca. 760–65 *endi* (3); K^b ca. 785–95 *endi* (46), *enti* (2), *anti* (1), *indi* (1); Baſeler Recepte II vor 780 *endi* (2), *ende* (2); Gloſſen Jun. A. ca. 800 *endi* (1), *indi* (1).

Enti: Pariſer Gloſſen ca. 775 *enti* (2), *anti* (16); das Hrabaniſche Gloſſar ca. 790 *enti* (3), *anti* (2); Baſeler Recepte I ca. 780 *enti* (4); Weſſobrunner Gebet ca. 780–95, Monſee-Wiener Fragmente ca. 810 durchweg *enti* außer einmal *anti*, einmal *aenti*; Carmen ad Deum ca. 800; erſte Bayriſche Beichte ca. 815; Muſpilli 830–40; Prieſtereid (MSD. LXVIII) ca. 850; St. Emmeramer Gebet ca. 850; Freiſinger Paternoſter 855–75; Würzburger Gloſſen 9.–10. Jhd.; das Keroniſche Gloſſar K^b ca. 785–95 *enti* (2), *endi* (46), *anti* (1), *indi* (1); Altalemanniſche Lukasgloſſierung ca. 790; St. Galler Paternoſter 789–93; Fragmentum S. Pauli 10. Jhd. (?); Reichenauer Gloſſen ca. 800–802 *enti* (8), neben gewöhnlichem *inti*; Benediktiner Regel ca. 802–804 *enti* (11), *inti* (8), *indi* (ca. 140mal); Gloſſen Jc. ca. 800 *enti* (1), *inti* (4); Fuldaer Beichte ca. 800 *enti* (8), *inti* (4); Fränkiſches Tauf-

[1]) Es fragt ſich, ob dieſe Gloſſen in dieſe Reihe gehören, denn der Lautſtand iſt entſchieden anglo-frieſiſch. Vgl. Bremer, P. u. B. B. 9, 579ff.

[2]) Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gloſſen I, 319.

gelöbnis ca. 800 *enti* (1), *inti* (1), *inli* (4); Würzburger Beichte 10. Jhd. (?) *enti* (3), *ente* (12), *ent* (2), *inte* (1), *unti* (1), *unte* (1); Freisinger Hs. des Otfrid ca. 900 *enti* (6) neben sonstigem *inti*; Weißenburger Katechismus *enti* (1) neben *endi* (38); Hildebrandslied ca. 790 *enti* (3), *anti* (1).

Die Formen mit inlautendem *t (enti)* weisen sämtlich auf das oberdeutsche Gebiet (Bayrisch, Alemannisch, Ostfränkisch). Die einzigen Ausnahmen scheinen das Keronische Glossar K^a u. K^b, die Baseler Recepte II, Jun. A. und nach neuerer Untersuchung der Isidor zu machen. Für den zweiten Teil des Keronischen Glossars K^b hat schon Müllenhoff (Einleitung zu den Denkmälern[3] S. XXIV. XXVII) eine elsässische Gegend als Heimat vermutet und in dieser Ansicht stimmt ihm Kögel (a. a. O. II S. 432) bei. Die Untersuchungen von Kauffmann (Geschichte der schwäb. Mundart, §§ 68, 176; Germania 37, 262; Z. f. d. Phil. 32, 170) und Nutzhorn (Z. f. d. Phil. 44, S. 273, 311 usw.) haben diese Vermutung noch weiter bestätigt. Das nördliche Elsaß ist also die Heimat dieses Denkmals. Was Kögel die elsässisch-fränkischen Bestandteile von K^b nennt, können wir schlechthin als Elsässisch bezeichnen. Hierher gehört selbstverständlich das *endi*. Das Elsaß nahm, sozusagen, eine Mittelstellung ein, zwischen dem sogenannten Südfränkischen und Alemannischen, und weist demgemäß Eigentümlichkeiten beider Mundarten auf. — In bezug auf den Isidor müssen wir uns im großen und ganzen mit dem Ergebnis von Nutzhorns Untersuchung (a. a. O. 265ff., 430ff.) für einverstanden erklären. Diese Übersetzung ist nach ihm in Murbach entstanden und er scheint mir durch diese Lokalisierung die größten Schwierigkeiten bezüglich des Dialekts gelöst zu haben. Seine Beweisführung findet ihre Hauptstütze in den fem. Abstrakta auf *în* (S. 456) und in der Schreibung des Präfixes *quh* (S. 444) für germanisch *kw*, Eigentümlichkeiten, die der Isidor mit den wahrscheinlich echt Murbacher Denkmälern Jun. C. und der Handschrift H^b der Hymnen teilt. Sehr wichtig für die örtliche Feststellung ist auch der Plural des schwachen Präteritums auf *-tôm, -tôt, -tôn* (S. 470). Diese Bildung ist ausgesprochen alemannisch und genügt allein, um dem Isidor rheinfränkische Herkunft abzusprechen. — Der Schreiber des Jun. A. war wahrscheinlich ein Nordelsässer (Nutzhorn S. 317), vielleicht aus dem Kloster Hornbach; hierher paßt auch sein Dialekt. Vgl. Nutzhorn S. 454h. — Auffällig ist das *endi, ende* im zweiten Teile der Baseler Recepte. Den ersten und jüngeren Teil hat Kögel (Lit.-Gesch. II, 498) als „ostfränkisch mit bayrischen Einsprengungen" bezeichnet. Er enthält

auch, wie zu erwarten iſt, nur die Form mit inlautendem *t*, *enti* (4). „Den älteren Teil hat ein Angelſachſe, der des Deutſchen nicht mächtig war, aus einer althochdeutſchen Vorlage geſchrieben und dabei ſehr oft die ihm geläufigen Sprachformen eingemiſcht." Ich möchte glauben, daß dieſer Angelſachſe das hochdeutſche *enti* aus der Vorlage zu *endi* geändert hat. Die Schreibung *-nt-* iſt dem Angelſächſiſchen fremd. Das auslautende *e* in *ende* iſt die geſchwächte Form des *i* wie in *gemisce* gegenüber *brenni, legi* und auch dem angelſächſiſchen Schreiber zuzuſchreiben. Das einmalige *aende* (Zeile 5) für *ende* hat nichts zu beſagen, wie die Schreibung *braenni, aer, naezen, daemo, wizsae, daez* zeigt. *ae* iſt die alte angelſächſiſche Schreibung für *e* (vgl. oben S. 23).

Weitere Bemerkungen zu einigen der genannten Denkmäler: Das Gedicht De Heinrico nehmen wir lieber mit Braune als Vertreter des Nordrheinfränkiſchen. Kögel (Lit.-Geſch. II 128) wollte es dem Mittelfränkiſchen zuweiſen auf grund des inneren *v (selvemo)* für *b*; des Diphthongs *ei* in *fulleist*; des *g* in *ig, dig, sig, oug* (vgl. Braune, Gramm. § 154 Anm. 3) für *h*. Ferner „war der Sprache des Dichters die ſchwache Genitiv- (und Dativ-) Form des Adjektivs abhanden gekommen wie in *thero ewigero thiernun*; die Flexion von 'haben' nach der II. ſchwachen Klaſſe *hafon* (Zeile 25) iſt nur mittelfränkiſch". Aber die Formen *thaz* (3 mal), *iz* (3 mal), *waz* (1 mal) können nicht zu dieſem Dialekt gehören (vgl. Heinzel, Niederfränkiſche Geſchäftsſprache, S. 285; Paul, mhd. Gramm., § 92). Der Meinung, ſie ſeien otfridiſchem Einfluß zuzuſchreiben, kann ich nicht beipflichten. Die Formen *dat, it, wat* ſind die ausgeprägteſten Kennzeichen des Mittel- und Niederfränkiſchen[1]). Gleich an der Grenze des Mittel- und Rheinfränkiſchen muß der Dichter allerdings zu Hauſe geweſen ſein (vgl. das *thid* in Zeile 26), denn er vermittelt offenbar zwiſchen beiden[2]).

Das *end -i -e* der nfr. Pſalmen, der Kölner Gloſſen, des Iſidor und des Weißenburger Katechismus läßt wohl die Vermutung zu, daß es einſt ein ziemlich großes Gebiet eingenommen habe. Wir dürfen ja mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß *endi* vor dem 10. Jahr-

[1]) Vgl. H. Meyer, Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89.

[2]) Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89: Meyer behauptet (ſo auch Seelmann) und ich glaube mit Recht, daß das Original des Gedichts in ſächſiſcher Mundart abgefaßt war und weiſt das *endi* dieſer zu. Das *inde* würde demnach vom rhfr. Schreiber herrühren.

hundert die vorherrſchende Form in Nieder-, Mittel-, Rheinfranken und im Elſaß war.

Das Fragmentum S. Pauli (Ahd. Gloſſen I, 311⁷–313) weiſt einmal die Form *enti* auf in *ac destravit = enti insatulota.* Dieſes *enti* muß ſicher in der Vorlage geſtanden haben, denn zu der Zeit, aus der die Handſchrift ſtammt (Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts), war es im Alemanniſchen nicht mehr gebräuchlich (vgl. Germania 21, 135ff.). Ebenſo ſteht es wahrſcheinlich mit dem zweiten Merſeburger Zauberſpruch. Das *ende* wird ſchwerlich erſt mit der Hſ. aus dem 10. Jahrhundert ſtammen, wo es ſonſt ſchon überall dem *indi* gewichen war. Nach den anderen rheinfränkiſchen Denkmälern zu ſchließen, iſt der Terminus ad quem für *endi* der Anfang des 9. Jahrhunderts. Alſo vor dieſer Zeit muß das Denkmal aufgezeichnet worden ſein. Die Abſchwächung des auslautenden *i* zu *e (ende)* ſteht mit dieſer Annahme in Einklang.

Indi — Inti.

Bei den obenangeführten Beiſpielen ſtanden dem *endi — enti* ſchon ſehr früh die Formen *indi — inti* zur Seite, ein ſicherer Beweis, daß dieſe aus jenen entwickelt ſind. Man beachte auch, daß die Abſchwächung des auslautenden *i* bei *endi — enti* faſt Ausnahme iſt. Mir iſt kein einziges altes Denkmal bekannt, worin *indi* neben *ende* oder *inti* neben *ente* ſteht. Zwar in dem erſten der nfr. Pſalmen kommt *ende*[1]) einmal vor neben ſonſtigem *inde,* aber es iſt offenbar aus der Vorlage herübergenommen, in der jedes auslautende *i* ſchon zu *e* abgeſchwächt war. Auf das merkwürdige Gemiſch in der Würzburger Beichte werden wir unten zu ſprechen kommen.

Belege für *indi:* Das Keroniſche Gloſſar K[b] ca. 785–95 *indi* (1), *anti* (1), *enti* (2), *endi* (46); Benediktinerregel ca. 802–804 *indi* (ca. 140mal), *enti* (11), *inti* (8); Jun. A. ca. 800 *indi* (1), *endi* (1); Fränkiſches Taufgelöbnis ca. 800 *indi* (4), *inti* (1), *enti* (1); Bruchſtück der Lex Salica ca. 802 *indi* (1), *inti* (13); Weißenburger Katechismus ca. 790 *indi* (2), *enti* (1), *endi* (38); Fränkiſches Gebet ca. 821 *indi* (5); Straßburger Eide ca. 850 *indi, ind* (vor Vokalen); Ludwigslied ca. 890 *indi, ind* (vor Vokalen); Heidelberger P. und Wiener V. Hſſ. des Otfrid ca. 868–75 *indi* (1), neben ſonſtigem *inti*; Lorſcher Beichte ca. 890 *indi* (2), *int* (2), *inti* (47); Trierer Capitulare 10. Jhd. *inde* (9); Kölner Gloſſen 10. Jhd. (Ahd. Gloſſen

[1]) Borgeld, De oudoostnederfr. psalmen, S. 141.

I, 319) *inde* (2), *endi* (1); De Heinrico ca. 985 *indi* (1), *endi* (1); Nfr. Pſalmen ca. 900 *inde, in, ende* (1).

Inti: Reichenauer Gloſſen b ca. 800 – 820 *inti* (gewöhnl.), *enti* (8); Benediktinerregel 802 – 804 *inti* (8), *enti* (11), *indi* (ca. 140); Jun. C. ca. 800 *inti* (4), *enti* (1); Murbacher Hymnen ca. 810 *inti, inte* (2); Jun. B. ca. 814 *inti* (5); Alemann. Pſalmen ca. 815 *inti*; Reichenauer Gloſſen Rb. ca. 814 *inti* (4); Fuldaer Beichte ca. 800 *inti* (4), *enti* (8); Fränk. Taufgelöbnis ca. 800 *inti* (1), *enti* (1), *indi* (4); Bruchſtück der Lex Salica ca. 802 *inti* (13), *indi* (1); Tatian ca. 835 *inti, in*; Otfrid ca. 865 – 68 *inti, in*; Lorſcher Beichte ca. 890 *inti* (47), *int* (2), *indi* (2); Pfälzer Beichte ca. 900 *inti* (2); Pſalmen 138 ca. 950 *inte*; Würzburger Beichte 10. Jhd. *inte* (1), *ent -i -e* (17), *unt -i -e* (2).

Wiederum wie bei *endi — enti* iſt das inlautende *t* zum größten Teile oberdeutſch. Die Benediktinerregel macht gerade in dieſer Hinſicht eine wichtige Ausnahme. Im großen und ganzen haben wir es mit einer alemanniſchen Überlieferung zu tun, die ihrerſeits, wie Steinmeyer (Z. f. d. A. 17, 433) glaubt, „eine Kopie von Konzeptblättern verſchiedener Verfaſſer iſt". Ferner haben ſich mehrere Schreiber an der Handſchrift ſelbſt beteiligt. Es ſind alſo Spuren des Konzepts und der erſten Niederſchrift vorhanden; daher wahrſcheinlich die Differenzen im Lautſtande (vgl. Kögel a. a. O. II 466 – 67). Es finden ſich jüngere und ältere Formen nebeneinander. Seiler (Beitr. 2, 169ff.) urteilt über die Verfaſſer der verſchiedenen Abſchnitte in folgender Weiſe: „Daß endlich Abſchnitt 2 nicht von demſelben Verfaſſer herrühren kann wie 1, 4, 6, 8, 10, ergibt ſich aus folgendem: In 4 und 6 herrſcht die Doppelſchreibung langer Vokale, in 5 fehlt ſie; da nun 4, 5 und 6 von derſelben Hand geſchrieben ſind, ſo muß dieſe Differenz aus dem Original ſtammen. Mithin iſt die Doppelſchreibung langer Vokale reſp. das Unterlaſſen derſelben ein Kriterium für die Verſchiedenheit der Verfaſſer. Da nun in Abſchnitt 1, 4, 6 die Doppelſchreibung ſtatt hat, in 2 nicht, ſo muß 2 von einem anderen Verfaſſer ſtammen als jene Abſchnitte (desgleichen auch 8 und 10, die in dieſem Punkte ein anderes Prinzip befolgen). – Ferner hat 1 circa 130mal *indi* und nur einmal *enti*, 2 hat 6 *enti*, 1 *inti*, kein *indi*. Nun hat aber auch 10, das doch von demſelben Schreiber wie 1 geſchrieben zu ſein ſcheint, nur *enti* und *inti*; alſo kann auch dieſe Differenz nur von der Verſchiedenheit der Verfaſſer herrühren". Da die Formen *enti, inti* auf der einen Seite und *indi* auf der anderen auf Verſchiedenheit der Verfaſſer des Originals zurückgehen, müſſen ſie natürlich auf deren Dialekt zurück-

geführt werden. *Indi* ist dem Hochalemannischen durchaus fremd, dagegen *enti* und *inti* um 800 allein üblich (vgl. Reichenauer Glossen, St. Galler Paternoster usw.). Hierbei sind auch die Formen des Präfixes *za, zi(ze)* und *ka, ki(ke)* zu berücksichtigen. In den Abschnitten 2, 8, wo *enti* und *inti* am häufigsten vorkommen, überwiegen auch *za* und *ka* (vgl. Steinmeyer, Z. f. d. A. 16, 132). Das *a* in *za* und *ka* ist echt hochalemannisch (bezw. bayrisch) (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 72, Anm. 1; Nutzhorn, Z. f. d. Phil. 44, 318ff.). Die Form *indi* ist um 800 nur aus dem Rheinfränkischen und Elsässischen belegt. Darf man etwa die Schreiber oder Verfasser der *indi*-Abschnitte für Rheinfranken (bezw. Elsässer) halten? Es ist ja bekannt, daß man gerade ein Wort wie *und,* das man tausendmal tagtäglich gebraucht, am schwersten fallen läßt. Vgl. „den vom Niederrhein gebürtigen Verfasser des König Rother, der sein *ande* jedenfalls dem heimatlichen Dialekt entnommen hat; in Bayern, wo er schreibt, ist es unerhört" (Busch, Z. f. d. Phil. 10, 181).

Das fränkische Taufgelöbnis (Hs. a. d. 9. Jhd.), das man gewöhnlich zum Ostfränkischen rechnet, hat *enti* (1), *inti* (1) und *indi* (4). Dieses Denkmal ist aus bedeutend älterer Vorlage abgeschrieben, wie aus dem altertümlichen Dativ Pluralis auf *-om* hervorgeht. Kögel (a. a. O. II, 449) vermutet eine rheinfränkische Gegend als Heimat; aus dieser muß das *indi* stammen, denn außer in diesem Denkmal und der Lex Salica (*inti* (13) neben *indi* (1), das einzige Beispiel eines *d* für *t* im ganzen Stück), wo es wohl eine Verschreibung sein kann, ist *indi* im Ostfränkischen nicht belegt. Die Heidelberger Hs. P. und die Wiener V. des Otfrid haben einmal *indi,* was ebenfalls wohl als Schreibfehler anzusehen ist.

Die sogenannten südrheinfränkischen Denkmäler, wie Otfrids Evangelienbuch, die Lorscher und Pfälzer Beichten, stimmen bezüglich des *inti* mit dem Alemannischen überein. Verschiebung des inlautenden *d* zu *t* ist bei Otfrid die Regel. In bezug auf den Vokalismus gehen Otfrid und die Pfälzer Beichte auch mit dem Alemann. zusammen Die Lorscher Beichte zeigt zweimal die Form *indi* neben *inti* (47), *int* (2). Ob dieses *indi* dem Schreiber oder Verfasser geläufig war, ist fraglich. Ich möchte glauben, daß wir hier wie in der Fuldaer Beichte (die *inti*-Teile) einen Zusatz haben, zumal die zwei *indi* gleich auf einander folgen und die Worte — *êrêda indi ni* — nicht zum Sinne passen. Diese Lorscher Beichte gilt gewöhnlich als südrheinfränkisch, obwohl sie von Otfrid und der Pfälzer Beichte hinsichtlich des Vokalismus be-

trächtlich abweicht. Offenbar haben wir es hier mit einer anderen Spielart des Südrheinfränkiſchen zu tun.

Nur noch ein Wort über die ſogenannten niederfränkiſchen Pſalmen. Coſijn[1]), van Helten[2]) und Kögel[3]) haben trotz Joſtes'[4]) Einwänden den nfr. Sprachcharakter der Pſalmen deutlich an den Tag gelegt. Aber die engere Heimat des Denkmals zu beſtimmen, iſt noch keinem gelungen. Wegen der eingeſprengten hochdeutſchen Formen iſt man geneigt, ſie in dem Südoſten des altniederdeutſchen Gebietes zu ſuchen. Buſch (Z. f. d. Phil. 10, 181ff.) hat einen Anhaltspunkt in dem *inde, in* finden wollen. Seiner Meinung nach iſt „die Abſchrift weſtlich von Köln in Belgiſch-Limburg entſtanden, weil gerade nach dieſer Richtung hin *inde* ausſchließlich herrſcht". Aber die älteſten Urkunden aus Belgiſch-Limburg verwenden durchweg die Form *ende* (vgl. Lac. III, 284 uſw.; Heinrich van Veldeke, der ſehr wahrſcheinlich aus der Limburger Gegend ſtammt, gebraucht ſtets *ende*). Ferner iſt zu beachten, daß im Niederfränkiſchen *ende* faſt ausnahmslos bis ins 15. Jhd. hinein herrſcht, dagegen in Nordmittelfranken *inde*. So konſequent werden dieſe Formen in den älteſten Urkunden dieſer beiden Mundarten gebraucht, daß man mittelſt ihrer allein eine ziemlich genaue Grenze zwiſchen dem Nfr. und Mfr. ziehen kann. Wir müſſen alſo die Heimat der Pſalmen-Überſetzung dicht an der mfr. Grenze ſuchen, etwa in der Gegend weſtlich von Aachen.

Ein beſonderer Miſchdialekt. Das Hildebrandslied.

Leider befindet ſich die Frage nach der urſprünglichen Form des Hildebrandsliedes noch immer in einem Zuſtand der Verwirrung, doch laſſen ſich wenigſtens zwei Hauptanſichten unterſcheiden[5]), die für uns allein in Betracht kommen. 1) Nach Braune[6]) und anderen iſt es ein hochdeutſches Original von ſächſiſchen Schreibern abgeſchrieben. 2) Nach Kögel[7]) hat „ein hochdeutſchſprechender Schreiber ein niederdeutſches Gedicht aufgezeichnet, ohne mit der Orthographie dieſer

[1]) De oudnederlandsche psalmen, Haarlem 1873.

[2]) Die niederfr. Pſalmen-Fragmente, Groningen 1902. Vgl. auch Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde, Bde. 15, 146–171. 269. 316–323; 16, 72–79.

[3]) Geſch d. d. Lit. Bd. II, 527ff.

[4]) Z. f. d. A. 40, 190ff.

[5]) Ponger, Das Hildebrandslied, Marburger Diſſertation 1913.

[6]) Braune, Althochdeutſches Leſebuch, Holthauſen Beowulf[2] I, S. 114ff., II, S. XXVIff.

[7]) Geſch. d. d. Lit. Bd. I, 228.

Mundart vertraut zu ſein. Er ſchreibt die ſächſiſchen Formen auf hochdeutſche Art oder nach Analogie der für das Hochdeutſche gültigen Normen, und bringt auf dieſe Weiſe die ſeltſamſten Lautbilder zu ſtande. Intakt geblieben iſt der Wortſchatz und die Phraſeologie des Liedes; daran ließ ſich der niederdeutſche Urſprung desſelben am beſten nachweiſen". Dieſe Anſicht hat auch die Billigung Steinmeyers gefunden (Denkmäler II, 18) und ſcheint auch mir ohne Zweifel die richtige zu ſein. Der Schreiber hat überall konſequent ein niederdeutſches *d* durch *t* erſetzt (vgl. Sievers, Feſtſchrift für Kelle, und Rhythmiſch-melodiſche Studien, S. 129), um dem Gedicht ein hochdeutſches Gepräge zu geben. Unter anderen Beiſpielen vgl. die Formen der Konjunktion *anti* (1), *enti* (3), die auf Niederdeutſch *andi* und *endi* lauten würden. Die *endi*-Formen ſind nur in altſächſiſchen, mittel- und rheinfränkiſchen Denkmälern belegt. Aber Mittel- und Rheinfranken ſind als Heimat des Gedichtes ausgeſchloſſen wegen des Ausfalls des *n* vor *þ*, der auf dem Feſtlande nur im Altfrieſiſchen und Aſächſ. (Hel. u. Gen.) ſtattfand, und wegen der Form *andi*. Dieſe Tatſache ſcheint mir höchſt bedeutſam gerade für diejenigen, die ein hochdeutſches Original annehmen. Denn gerade in dem Teil des Gedichtes, der dem Schreiber A (vgl. Ponger, S. 185) zugeſprochen wird, finden ſich die Formen *anti, enti*. Dieſe vertragen ſich nicht mit den ausgeprägten niederdeutſchen Eigentümlichkeiten des Schreibers A. Wenn alſo die Vorlage in Fulda vor 790 entſtanden wäre und erſt im zweiten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts eingetragen (Ponger, 208), ſo würde man in der letzten Niederſchrift die Archaismen, die da vorkommen, wohl aus älteren Denkmälern dieſer Schreibſchule zu beſtätigen ſuchen. Aber wo beſitzen wir Texte aus Fulda, worin die Form *anti* vorkommt? Das älteſte Denkmal, das mir bekannt iſt, die Baſeler Recepte II, ca. 780, hat nur *enti* (4). Zwar könnten wir hier bayriſchen Einfluß annehmen, denn der erſte Abt Sturm, der Begründer des Kloſters zu Fulda, war ein Bayer und hat auch wahrſcheinlich bayriſche Mönche mit ſich dahin gebracht. Aber dabei bliebe die Frage ungelöſt, woher die zahlreichen und für das Gedicht ſo charakteriſtiſchen niederdeutſchen Beſtandteile ſtammen. Für dieſe weiſt das vor *þ* regelmäßig geſchwundene *n* auf eine Gegend in der Nähe der frieſiſchen Grenze, und dieſer Annahme fügen ſich auch die Doppelformen *andi* und *endi* aufs beſte.

Und(e) — Unt(e).

Da dieſe Formen erſt in Denkmälern aus dem Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts belegt ſind, werden wir auf ihre Erörterung in dem letzten Teile dieſes Aufſatzes eingehen.

IV. *Ande, Ende, Inde* im ſpäteren Mittelalter.

Wie wir oben geſehen haben, war das Gebiet des *ande* in der älteſten Zeit auf das Anglo-frieſiſche beſchränkt, d. h. ſoweit wir nach den überlieferten Denkmälern ſchließen können. Im Mittelalter, ca. 1300–1400, taucht dieſe Form plötzlich wieder in einer Reihe von Urkunden auf, die ſich über das ganze Gebiet von Oſtfriesland bis in den Süden Weſtfalens hinein verbreiten. Ob dieſes *ande* auch einſt in Niederfranken üblich geweſen war, läßt ſich nicht mit Sicherheit ſagen. Eine Urkunde vom Jahre 1308 (Lac. III, 66)[1]) will Braune (P. u. B. B. I, S. 13 Anm.) dem Dialekt von Kleve zuweiſen auf grund des *-en* in 1. u. 3. Perſ. Plural Indic. und *-en* (für *-eme, -em*) im Dat. Sing. Mas. des Nomens. Aber dieſe Kriterien ſind nicht immer ſtichhaltig; nicht ſelten kommt *-en* im Sächſiſchen für *-et* vor. (Die Urkunden bei Seibertz, Urkundenbuch II, 705, 750, 783 haben nur *-en* in 1. u. 3. Perſ. Plural; II, 229, 552, 773, 836 meiſtens *-en* neben *-et*[2]).) Dem Sächſiſchen iſt *-en* für *-eme, -em* nicht fremd (vgl. H. Tümpel, PBrB. 7, S. 83: „Beſonders beliebt ſind die Formen auf *-en* im Weſten, aber nicht wie nfr. faſt herrſchend, ſondern mit denen auf *-eme, -em* wechſelnd"). In Lac. III, 66 haben wir meiſtens *-en*, aber wie im Sächſiſchen auch *-em*; ‘dem anderen entſegghen, dem greven von Cleve’ (vgl. Braune, S. 20 Anm.). Eine andere Eigentümlichkeit des Nfr. bezw. Mfr., auf die Braune (S. 14) großes Gewicht legt, beſteht darin, „daß in der ſchwachen Adjektiv-Deklination der Genetiv und Dativ Sing. fem. außer Gebrauch gekommen iſt und dafür ſtets die ſtarke Form gebraucht wird". In dem betreffenden Denkmal findet ſich aber ‘van der anderen ſide’ (Beitr. 7, S. 82). Noch ein Umſtand, den Braune nicht erwähnt, obwohl er m. E. für den niederfr. (bezw. kleveſchen) Dialekt ſehr wichtig iſt, iſt der Gebrauch der Form *ons,*

[1]) Lacomblet, Urkundenbuch zur Geſchichte des Niederrheins, 4 Bde., 1840–58.

[2]) Vgl. auch A. Laſch, Mndd. Gramm. § 419; Tümpel, a. a. O. S. 90ff.

onse für ſächſiſch und mittelfränkiſch *uns, unse.* Mit wenigen Ausnahmen (z. B. Lac. II, 1101, wo auch das der kleveſchen Mundart fremde *ind(e)* vorkommt; Lac. III, 415, und 66) iſt m. W. in kleveſchen Urkunden nur *ons, onse* belegt. Auch das Partizipium Prät. *ghescrîven* in 66 iſt nicht kleveſch. Alſo kann dieſe Urkunde ſchwerlich als ein Beiſpiel der kleveſchen Mundart herangezogen werden. Da nun Engelbert v. d. Mark einer der Beteiligten war, liegt es nahe, ihn für den Ausſteller der Urkunde zu halten. Dadurch, daß die Form *ande* in der Grafſchaft bekannt war (vgl. Lac. III, 353), gewinnt die Annahme eine weitere Stütze.

Obgleich wir keine ſicheren Beiſpiele des *ande* im Niederfränkiſchen haben, möchte ich doch glauben, daß im nördlichſten Teil des Gebiets die Form *ande* gebräuchlich war und dort erſt etwa im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts von *ende* verdrängt wurde. Die geſamte Gegend nördlich einer Linie von Paderborn, Meſchede, Dortmund, Bochold, Kleve bis nach Weſtfriesland hatte einſt *and(e).* Der Hauptgrund für dieſe Vermutung liegt in dem *ande* des Leidener Williram und des ſogenannten mfr. Legendars, vielleicht auch des König Rother. Dieſe Denkmäler können wegen des Lautſtandes unmöglich nach Weſtfalen geſetzt werden. Da ſie nun ungefähr 150 Jahre älter ſind als die erſten Urkunden aus dieſem Gebiet, konnte man annehmen, daß das Original oder wenigſtens deſſen Verfaſſer aus dieſem nördlichen Teile Niederfrankens ſtammte, wo früher das *ande* herrſchte. Dieſer Annahme liegt nichts im Wege, zumal die Unterſuchungen über die betreffenden Denkmäler erwieſen haben, daß ſie ziemlich ausgeprägte nfr. Beſtandteile zeigen. Allerdings würde man deren Heimat etwas nördlicher in Niederfranken hinaufrücken müſſen, als bisher üblich war.

In bezug auf das Legendar kommt Buſch (Z. f. d. Phil. X 402) zu dem Ergebnis, „daß die eigentliche Heimat des Dichters nur in Niederfranken oder in dem nördlichſten Teile des Grenzdiſtrikts geſucht werden darf, daß er aber das Gedicht im ſüdlichen Teile Mittelfrankens, etwa in der Moſelgegend verfertigte“ [1]). Die niederfränkiſchen Eigentümlichkeiten ſind bei Buſch S. 399 zuſammengeſtellt, zu denen das durchgehende *ande* nach dem eben Bemerkten gerechnet werden muß.

In ungefähr derſelben Gegend muß der nfr. Kopiſt des Leidener Williram zu Hauſe geweſen ſein. Von hier hat er ſein *ande* genommen, denn in der mittelfränkiſchen Vorlage hat es nicht geſtanden. (Für

[1]) Rödiger, AfdA. 6, 223, hält den Autor für einen Mittelfranken, der niederfränkiſche Formen eingemiſcht habe.

weitere nfr. Formen vgl. van Helten, P. u. B. B. XXII S. 454–55 –59–60–61, 501 uſw.) In der Behandlung des germaniſchen *au* ſtimmt der Leidener Williram zum Legendar. Beide haben *ou* vor Labialen und Gutturalen (Buſch, S. 293; May Thomas, Lautſtand der Leidener Hſ., S. 37), und *o* vor Dentalen und *h*. Ob dieſe Eigentümlichkeit wie das *ande* auch aus einem gewiſſen Teile Niederfrankens ſtammt, muß dahingeſtellt bleiben[1]).

Der König Rother weiſt fünfmal *ande* auf neben *inde* (11) und gewöhnlichem *unde* (vgl. v. Bahder, Germania 29, 266). Dieſe Form *ande* rührt ſehr wahrſcheinlich von dem niederfränkiſchen Verfaſſer des Gedichtes her, der es in Bayern verfertigte. Anders ließe ſie ſich nicht erklären, wenn v. Bahders Vermutung richtig iſt, daß das Gedicht von Bayern an den Rhein gelangt ſei und zunächſt in Niederfranken oder an der mfr. Grenze abgeſchrieben, und dann in ſeiner neuen, in einigen Punkten veränderten Geſtalt einem rheinfr. Schreiber als Vorlage gedient habe. Als Beweis für dieſe Behauptung macht er darauf aufmerkſam, daß in dem letzten Drittel der Hſ. der niederrheiniſche Charakter mehr hervortritt. „Formen wie *he, up* finden ſich häufiger nur hier; der ermüdete Schreiber hat gegen Ende mechaniſcher abgeſchrieben, wie auch die vielen Fehler erweiſen.“ Man beachte ferner das *inde*, das mit einer einzigen Ausnahme (Zeile 1457) nur im letzten Drittel der Hſ. vorkommt, während *ande* außer Zeile 4804 nur im erſten Teil erſcheint. Alſo kann das *ande* nicht der Nachläſſigkeit des Schreibers zugeſchrieben werden. Es bleiben jedoch noch zwei Möglichkeiten übrig; entweder rührt das *ande* von dem rheinfr. Schreiber her, oder es ſtand im Original und wurde von dieſem treu kopiert. Erſteres iſt faſt unmöglich, denn die Form *ande* iſt in Rheinfranken unbekannt. Mithin muß es dem Verfaſſer des Gedichtes ſelbſt zugeſprochen werden (vgl. Buſch a. a. O. S. 183).

Wie iſt nun dieſe Form *ande* entſtanden? Buſch (S. 180–81) meint, wir hätten es hier mit einer ungenauen Schreibung zu tun: „Der Grundvokal der Konjunktion iſt *a*; dieſer Vokal wurde durch das *i* der Endung umgelautet, doch war dies umgelautete *a* nicht ein ganz prononziertes *e*; es behielt noch einen Klang nach *a* hin, vielleicht in einer Gegend mehr, in einer anderen weniger. Dieſe Annahme iſt notwendig, weil ſonſt das in ſpäterer Zeit in der Schrift wieder auf-

[1]) L. W. hat auch den Unterſchied zwiſchen Dat. und Akkuſ. des perſönl. Pronomens verwiſcht; er gebraucht *thich, mich* für Dat. und Akkuſ. (Entholt a. a. O. S. 57). Dies kommt im Legendar nicht vor.

tauchende *ande* unerklärlich wäre, denn die Vokale können mit der Zeit eine ſchwächere, nie aber eine vollere Ausſprache erlangen. Beſtätigt wird ſie dadurch, daß in der Freckenhorſter Heberolle neben überwiegendem *ende* auch oft ein *ande* vorkommt; dieſe wechſelnde Schreibung zeigt ganz deutlich, daß wir hier den Zwiſchenton zwiſchen *a* und *e* vor uns haben, ein *a*, welches nicht mehr ſeinen vollen Klang beſaß. In noch ſpäterer Zeit gewann dann die Schreibung *ande*, vielleicht unter Einfluß der nördlichen Dialekte, die Oberhand. Ich ſage ausdrücklich 'die Schreibung', denn wieder zeigen uns die in derſelben Urkunde nebenhergehenden *ende*, daß es der Zwiſchenlaut zwiſchen *a* und *e*, und nicht das volle *a* iſt. Allerdings erſcheint *ende* nicht oft, und weit häufiger finden wir in den uns vorliegenden Urkunden *unde* und *inde*. Aber eben der Umſtand, daß der Schreiber ſich nicht ſcheut, ein ſüdlichem oder weſtlichem Dialekte entlehntes *inde, unde* zu ſetzen, während er nur äußerſt ſelten zu der Form *ende* greift, beweiſt, wie feſt die Schreibweiſe *ande* für die Konjunktion geweſen ſein muß. Faſſen wir zuſammen, ſo ergibt ſich: das Altſächſiſche hatte urſprünglich *ande* mit vollem *a*; der Vokal verliert aber bald ſeinen vollen Klang und wird als Zwiſchenton zwiſchen *a* und *e* geſprochen, bis endlich die Orthographie *a* durchdringt, welche ſich in Weſtfalen bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts erhält, dann aber dem von Süden eindringenden *inde, unde* Platz macht".

Gegen dieſe Erklärung iſt folgendes einzuwenden: Von ſechzehn altſächſiſchen Denkmälern zeigen nur zwei die Form *and(e)* (das Freckenhorſter Heberegiſter 322 *endi* gegenüber 25 *and(e)* und das Taufgelöbnis 7 *ende* — 1 *and*[1]). Man würde, wenn Buſchs Anſicht richtig wäre, erwarten, gerade in den älteſten Denkmälern dieſe ſchwankende Schreibweiſe am häufigſten zu finden. Es finden ſich außer in Urkunden von Münſter und Volmeſtein (bei Hagen), d. h. nur an der Grenze des alten *ende*-Gebiets, keine Beiſpiele für *ande* und *ende* nebeneinander. In dem Strich Paderborn, Soeſt, Meſchede, Osnabrück iſt mir die Form *ende* überhaupt nicht begegnet. Die Schreibung *onde* neben *ande* in einigen Urkunden zeigt deutlich, daß das *a* die Ausſprache eines Zwiſchenlautes (etwa *æ*) nie gehabt hat.

Die einfachſte Erklärung iſt dieſe: *And* iſt die alte Form der Konjunktion (bezw. Präpoſition), wie das gotiſche, angelſächſ. und altfrieſiſche *and* beweiſt. *Ende* iſt eine jüngere Form, die nicht aus *and*,

[1]) Vgl. S. 27.

ſondern aus **andi* entſtanden iſt. Dieſes **andi* hat wahrſcheinlich ſein auslautendes *i* aus einer früheren Kompoſition auf das einfache *and* übertragen und dadurch den Umlaut des anl. *a* bewirkt. Dieſes jüngere **andi* hat ſich hauptſächlich auf das Ober-, Mittel- und Niederdeutſche (bezw. Niederfr.) und Altſächſiſche beſchränkt[1]), woraus ſich die ſpäteren Formen *endi, indi, unde* entwickelt haben. Die anderen Dialekte (Agſ., Altfrieſ.) haben das urſprüngliche *and* bewahrt. Die Formen *unde* und *inde* ſind aus dem Fränkiſchen eingedrungen und haben allmählich das frieſiſch-weſtfäliſche *and* verdrängt. Auch das altſächſiſche *endi*, das in der Gegend von Eſſen, Werden, Elberfeld alleinherrſchend war, mußte dem mittel- und ſüdfränkiſchen *inde, unde* weichen (vgl. Lac. III, 699, 771). Das auslautende *e*[2]) in *ande* ſteht wohl auf einer Linie mit dem von *umbe, mithe* uſw.

Die urkundlichen Belege für *and(e)*[3]): Meſchede – 1207 – *ande* (3); Mark – 1308 – *ande, and* (1); – 1340 – *and, inde* (1). Münſter – 1313 – *and* (11), *end* (1), *und* (7); – 1316 – *and* (21), *und* (2); – 1317 – *ande* (2), *unde* (gewöhnl.)[4]); – 1324 – *and, ande*, ſehr ſelten *und, unde*; – 1324 – *and*, ſehr ſelten *ind, und*; – 1338 – *ande, and* (1), *unde* (1), *und* (1); – 1344 – *ande* (4), meiſt *und*; – 1347 – *ande* (16), *ende* (8). Bentheim – 1326 – *ande* (3), meiſt *und*. Volmeſtein – 1268 – *ande* (1); – 1335 – *ande* (10), *ende* (1), *unde* (2). Dortmund – 1319 – *ande* (4); – 1320 – *ande, and, ond* (2). Lippe – 1339 – *ande* (21); – 1345 – *ande, onde, unde*. Werl – 1321 – *ande* (21), *und* (1); – (?) – *ande* neben *unde*. Iſerlohn – 1336 – *ande*. Fröndenberg – 1331 – *ande* (1). Rüden – 1310 – *ande*, meiſt *unde*. Paderborn – 1345 – *ande* (1) neben *unde*. Ahaus – 1316 – *ande* (20), *und* (2). Soeſt – (?) – *ande* neben *unde*. Osnabrück – 1335 – *unde* neben fifandertigheste (für fif *and(e)* dertigheste).

Ende.

Dieſe Form *ende*, die in älteſter Zeit im Rhein-, Mittel- und Niederfr. üblich war, iſt jetzt nur noch in dem letztgenannten zu finden.

[1]) Für das Agſ. *end* ſiehe oben S. 23.

[2]) Im Mittelengliſchen kommt *ande* mitunter vor (vgl. Sir Gawayne and the Green Knight und die Urkunde der Zunft of the Holy Trinity and of St. William of Norwich, uſw.).

[3]) Vgl. Woeſte, Z. f. d. Phil. 4, 113ff.; Buſch 10, 179ff.

[4]) Oder märkiſch (?), ausgeſtellt zu Arnsberg.

Hier ist *andi* auf seiner Mittellautstufe (d. h. zwischen *ande* und *inde*) stehen geblieben, während, wie wir oben gesehen haben, es sich im Rhein- und Mittelfränkischen weiter zu *inde* und dann zu *unde* entwickelt hatte. Der Grund liegt wohl darin, daß das auslautende *i* in **andi* bald, nachdem es den Umlaut bewirkt hatte, zu *e* abgeschwächt wurde und dadurch seine Wirkung auf das anlautende *e* einbüßte. Demnach scheint die Schwächung eines auslautenden *i* im Niederfränkischen früher vor sich gegangen zu sein, als sonstwo (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 59; Franck, Afränk. Gramm. § 63).

Dieses *ende* ist im Mittelalter eins der deutlichsten Merkmale des Niederfränkischen (bezw. Mittelniederländischen) und ist daher sehr wichtig, um den Dialekt einer Urkunde oder eines literarischen Denkmals festzustellen.

Abgegrenzt ist das Niederfränkische im Süden vom Mittelfränkischen durch *inde*, im Osten vom Sächsischen meistens durch *unde*. Es nochmals in zwei Teile, IIa (das Geldernsche) und IIb (das Klevesche), zu zerlegen, wie Heinzel es tut, hat für uns keinen Zweck. Der Hauptunterschied (und der kommt für uns fast gar nicht in Betracht) ist, daß IIa die Vokalisierung des *l* in der Formel *alt, ald* zuläßt. In dieser Eigentümlichkeit, und auch in dem Übergang des *iu* zu *ie, i*, steht IIa dem Niederländischen am nächsten.

Eine ganz genaue Grenze zwischen dem Nieder- und Mittelfränkischen läßt sich auf grund des *ende* und *inde* wegen der geringen Zahl der Urkunden aus dem Übergangsgebiete nicht ziehen. Die folgenden Urkunden werden jedoch die Grenze ungefähr andeuten. Im allgemeinen stimmt sie zu derjenigen, die Braune (Beitr. I, S. 27ff.) nach Proben aus Firmenich-Richartz gezogen hatte, und zu Wenkers 'Benrather Linie'.

Mittelfränkisch sind: Hochscheid, dessen Lage in der Nähe des Sächs. durch das durchgehende *unde* bekundet wird (Lac. III, 507); Hilden und Haan (*ind*, Lac. III, 903); Düsseldorf, das unmittelbar an der Grenze liegt (Beitr. I, 17 „das Charakteristikum des Düsseldorfer Dialekts ist, daß er, mittelfränkisch seiner Grundlage nach, doch auch oft unverschobene niederfränkische Formen einmischt und so seine Lage hart an der Grenze klar vor Augen stellt"); Lac. III, 1029 *ind*, einmal *end*; Lac. III, 1049 *ind(e)* aber schon zweimal *und(e)*. Der Neußer Dialekt weist dieselben Eigentümlichkeiten auf wie der Düsseldorfer, d. h. er ist seinem Grundstock nach mittelfränk.: Lac. III, 738 *ind(e)*. Ebenso Büttgen: Lac. III, 687 *ind*. Willich und Randenrath sind stark niederfränkisch, doch haben sie auch mittelfränkische Formen übernommen, wie

z. B. *wir* für *wy*, *inde(e)* uſw. Gleichfalls Aſenrode (?) Lac. III, 190, wo die Form *ende* bewahrt iſt, aber daneben viele mfr. Formen, wie *wir han, haven, darzu, uns* uſw. begegnen. Ganz mittelfränkiſch ſind Aachen (Lac. III, 690, 858 *ind*); Aldenhoven (Lac. III, 529 *ind*); Cornelismünſter (Weiſth. II, 781 *ind*).

Niederfränkiſch ſind: Valkenburg (Lac. III, 440 *ende*); Limburg (Lac. III, 284 *ende*); Heinsberg (Lac. III, 372 *ende*); München-Gladbach (Ropertz[1]) LIV, 1349 *ende, en*; Rop. LIXa, 1371 *end, ind, ond* (für *und*?); Rop. LXIIIa, 1383 *ende*, ſelten *inde, unde*); Mörs (Lac. III, 429 *end*); Lac. III, 721 iſt nach Braune mörſiſch, aber es iſt fraglich, ob dieſe Urkunde dem Mörſiſchen zuzuweiſen iſt. Zwar fehlen äußere Anhaltspunkte, doch ſcheinen Formen wie *sulen, unse, dey, sey*, die äußerſt ſelten in nfr. Urkunden vorkommen, eher für das Märkiſche zu ſprechen. Dagegen könnte man allerdings einwenden, daß die 3. Perſ. Plur. auf *-et*, die in der Mark üblich war, hier nicht vorkommt. Aber z. B. auch Lac. III, 155 findet ſich kein *-et*. Der Dialekt der Mark war ſeiner Grundlage nach ſächſiſch, aber nieder-, mittel- und ſüdfränkiſche Eigentümlichkeiten laſſen ſich in faſt allen märkiſchen Urkunden nachweiſen (z. B. Lac. III, 155 — *zo, daz*; 852 — *hertzoge*; *ande, inde, unde* in 353, 852, 155). Man beachte ferner, daß Lac. III, 721 zu Gunſten des Grafen v. d. Mark ausgeſtellt war. Lac. III, 975 iſt wohl als mörſiſch anzuſehen; mittelfränkiſch iſt aber *zu, zo, nyntzich, unse, ind* 12mal neben *und* 37mal. Am Ende des 14. Jahrhunderts dringt *und(e)* ſchon überall ein (vgl. Berg-Ravensberg, Lac. III, 878, 880, 921 uſw.; Köln, Lac. III, 965, dieſe Urkunde wurde in Mörs ausgeſtellt, aber für mörſiſch wird niemand ſie halten). Wir dürfen alſo *end(e)* als die übliche Form in Mörs in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts annehmen.

Geldern: *end(e)* in Lac. III, 217, 223, 229, 232, 250, 256, 257, 270, 271, 338, 346, 434, 477, 512, 520, 531, 541, 543, 544, 552, 604, 635, 655, 658, 665, 755 — gewöhnlich *ende*, aber auch 8mal *ind(e)*; vgl. daneben *zo* für *to* 3mal; *zyden* für *tyden*, was ſicher mfr. iſt, — 882, 966, 1010, 1068 — auch 2mal *unde*. 810 und 811, die von der Herzogin Mechthild v. Geldern ausgeſtellt ſind, haben nur die Form *unde*. Ich vermute, daß dieſe Urkunden von einem ſächſiſchen Schreiber verfaßt worden ſind, was für 810 auch beſtätigt wird durch das „sey van uns *hebt*“, und für 811 durch

[1]) Dieſes Urkundenbuch war mir nicht zugänglich; ich zitiere hier nach Z. f. d. Phil. X, 182.

„myt den gerichten der vorgenannten mannen unde deynstmannen“, und „myt allen rechte unde thobehore der vorgenannten borch“; ferner durch *dey, sey* für nfr. *die, dye, sie, sye* (vgl. Tümpel, Beitr. 7, S. 63, 64).

Cleve: Die älteſte cleveſche Urkunde, die in deutſcher Sprache verfaßt iſt (Lac. II, 1011 a. d. Jahre 1298), hat merkwürdigerweiſe die Form *inde*, die um dieſe Zeit ſonſt nur im Mittelfränkiſchen belegt iſt. Aber mittelfränkiſch iſt der Dialekt im übrigen durchaus nicht. Dieſes *inde* wie auch die anſcheinend willkürliche Verwendung der Vokale *i* und *u* ſtatt dialektgemäßem *e* und *o* (vgl. *sigele, segele, disen, desen*; in Endſilben: *hebbin, hebben, genumit, genumet*; *gelegin, anderin, gehangin, gewesin*; *sun, unse, ginumit, vur, urkunden*) ſind vielleicht auf das Konto des Schreibers zu ſetzen, der wohl aus Cleve ſtammte, aber ſeine Schulung wahrſcheinlich in einer Kanzlei erhalten hatte, die *inde, sun* uſw. gebrauchte. Die Sprache dieſer Urkunde wäre dann als eine Miſchung der dem Schreiber geläufigen Kanzleiformen mit Formen der heimatlichen Mundart zu erklären.

Ande: Lac. III, 66 (ſiehe S. 40).

End(e): Lac. II, 1049; III, 15, 34, 117, 173, 184, 207, 242, 254, 272, 297, 299, 302 (hat einmal *unde* in der Formel *kont unde kenlic*), 314, 317, 322, 324, 325, 341, 345, 366, 368, 387, 401 (dieſe Urkunde, vielleicht in Brabeck weſtl. Recklinghauſen ausgeſtellt, hat nur *und(e)*), 406, 415, 442, 444, 457, 458, 482, 497, 511, 521, 555, 560, 606, 616, 619, 620, 625, 638, 640, 650, 662, 664, 666, 674, 675, 691, 703, 764, 793, 864 – hat meiſtens *ende* neben *inde*, was mit anderen mfr. Formen wie *zoe, uyssgescheyden, lyfsuchte, nutz* eingeſchlichen iſt – 828, 864, 952, 976 – hat ſchon durchweg *ind(e)*, wie auch 977 mit einer Ausnahme. In 995 überwiegt das *end*, aber auch dreimal *ind*; 1018, 1030 – gewöhnlich *end* neben *ind* (10), 1042 *end(e)* (11), *ind* (2). Von jetzt an bekommt *ind(e)* allmählich die Oberhand und verdrängt ſchließlich das *end(e)* ganz und gar (vgl. Lac. IV, 18, 22, 33, 39, 44, 46 uſw.).

Luxemburg – Lothringen – Brabant – Limburg (mittelniederländiſch): *ende* (Lac. III, 284, 623, 652, 701, 706, 1035). Hennegau – Holland – Seeland, Lac. III, 281; Zulen (utrechtiſch), Lac. III, 605; Heteren (geldernſch), Lac. III, 739: *end*. Friemersheim, Werdener Urbare (hrsg. v. Rud. Kötzſchke, Bonn 1906), S. 421: *ende*.

Faſſen wir zuſammen, ſo ergibt ſich aus dem Vorhergehenden, daß *ende* von früheſter Zeit bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts in

Niederfranken allein üblich oder doch vorherrschend war. Wo wir also innerhalb dieses Zeitraums die Formen *inde* oder *unde* treffen, sind sie meistens als Eindringlinge zu betrachten und nicht so aufzufassen, als hätten diese Formen hier von jeher neben *ende* bestanden.

Literarische Denkmäler: Die Wichtigkeit dieses *ende* als Kennzeichen des Niederfränkischen bezw. Mittelniederländischen hat Wilhelm Walther in seinem verdienstvollen Werke „Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters" (Braunschweig 1889–92) erkannt. Bei der Besprechung der beiden ersten in niederdeutscher Sprache gedruckten Ausgaben der Bibel (1. und 2. Kölner Bibel, erschienen um 1480) bemerkt er (Sp. 656) folgendes: „Das überall anzuwendende Unterscheidungszeichen ist der Dialekt. Die erste Ausgabe ist im westniederdeutschen, holländischen Idiom abgefaßt, mit alleiniger Ausnahme des Psalters, welcher den kölnisch-niederdeutschen Dialekt aufweist. Die zweite Ausgabe dagegen bietet durchgehends den niedersächsischen Dialekt. Das bequemste Erkennungszeichen ist die Wiedergabe des 'und'. Die erste Ausgabe hat dafür *ende*, im Psalter aber *inde*, die zweite Ausgabe dagegen *unde*. Daß wir aber diese beiden Ausgaben richtig gezählt haben, ergibt sich aus folgender Beobachtung: „Im Anfang, wo der Umarbeiter noch nicht hinreichend sicher war, und am Ende, wo er, fertig zu werden eilend, nicht mehr sorgsam genug verfuhr, sind in die niedersächsische Ausgabe noch einige Besonderheiten der holländischen Ausgabe übergegangen. So hat die sonst *unde* schreibende Ausgabe das *ende* in der 1. Spalte noch zweimal, in der 2. Spalte einmal, ebenso öfter in der Offenbarung".

Wie dieser erste kölnische Druck der Bibel haben auch alle mittelniederländischen Denkmäler, sowohl ältere wie jüngere, einzig die Form *end(e)*, z. B. Willems Gedicht 'van den Vos Reinaerde' ca. 1250; 'Pyramus und Thisbe' ca. 1325 (vgl. Z. f. d. Alt. 13, S. 348ff.); Jacob von Maerlant ca. 1255–1300 in seinem 'Spiegel Historiael' und in der 'Disputacie'; der 'Roman van Walewein' ca. 1250–1300; der 'Roman der Lorreinen' ca. 1250; 'Roman van Lancelot'; 'Beatrijs' ca. 1300; 'Van den Levene ons Heren' ca. 1250; 'Die Rose' von Heinric van Aken ca. 1300; der 'Leken Spieghel' ca. 1325; die 'Rijmkronijk' von Melis Stoke ca. 1300; die flämische Übersetzung der Apokalypse aus dem 14. Jahrhundert; 'Het Leven van Jezus' ca. 1300, wahrscheinlich in Limburg verfaßt; Jans van Ruusbroec ca. 1294–1381 in seinem 'Boec van seven trappen' und in der 'Chierheit der ghesteleker brulocht'. In das Übergangsgebiet zwischen Mittelniederländisch und

Niederfränkisch gehört Heinrich van Veldeke, der gleichfalls die Form *ende* gebraucht (vgl. Servatius, Eneit und Gedichte, ca. 1170). Aus ungefähr derselben Gegend und um dieselbe Zeit muß der Floyris stammen. Er hat stets *ende,* das einmal vorkommende *unde* Zeile 171 ist dem hochdeutschen Abschreiber zuzuschieben (vgl. Steinmeyer, Z. f. d. Alt. 21, S. 312). Auch die mniederländ. Predigten (Z. f. d. Alt. 2, S. 350ff.) aus dem Slawantenkloster bei Maastricht zeigen durchweg *ende.* Das mnl. Osterspiel (Z. f. d. Alt. 2, S. 302ff.) ist an der mittelfränkischen Grenze entstanden. Es mischen sich im Texte wie im Reime niederfr. und mittelfränk. Formen, darunter überwiegendes *ende* neben sehr häufigem *inde.* Die Bruchstücke eines niederrheinischen epischen Gedichts (hrsg. v. K. Bartsch, Germania V, S. 356ff.) gehören wohl dem 13. Jahrhundert an. Die Sprache ist niederfränkisch mit „niederländischen Anklängen". Die Formen der Konjunktion sind *ende* 13mal und *ent* 14mal, d. h. *end* mit Abfall des *e* und Verhärtung des auslautenden *d* zu *t* wie sonst im Mittelniederländischen (vgl. Franck, Mnl. Gramm. § 92).

Wichtig ist, obgleich unserem Zeitraum nicht angehörend, die von Jostes im 14. Bande, S. 60ff., des niederdeutschen Jahrbuchs herausgegebene Werdener Liederhandschrift. Der Sammler war nach Jostes „von der westfälisch-niederrheinischen Grenze gebürtig, und zwar wohl aus einer Gegend westlich von Werden. Er hat den Dialekt nicht gleichmäßig geändert; man sieht, daß nicht alles einer Vorlage entnommen ist". Dies merkt man gleich an der Form der Konjunktion; es gehen *ende* und *ind(e)* neben- und durcheinander. Lied V, VI, VII, VIII, IX, XV haben nur *ind(e)*; I, IV, XIII, XVIII, XXII nur *ende*; II, III, X, XI, XII, XIV, XVII, XXIII *ind(e)* und *ende.* Letztere Form rührt vom Sammler selbst her. Die Lieder, die *ind(e)* allein und *ind(e)* neben *ende* haben, stammen wohl aus dem nördlichen Teil Mittelfrankens; damit wird natürlich nicht gesagt, daß die anderen nicht ebenso gut daher stammen können; sie haben nur nicht das ausschlaggebende Merkmal *ind(e)* bewahrt. Es kommen auch Ausnahmen vor. Vgl. Lied III, das einmal *inde* neben sonstigem *ende* hat. Dieses Lied ist, wie die Reime zeigen und wie Jostes richtig bemerkt, fast sicher niederländischen Ursprungs; vgl. *alde* : *vervroude* : *solde* für *oude* : *vervroude* : *soude.* Lied V geht ebenso sicher auf ein mittelfränkisches Original zurück. Vgl. den Reim *rooss* : *groot* (für *grooz*); *sacht (saft)* : *kracht (kraft)*; die niederdeutsche Form für *saft* wäre *sap.*

Ein ſehr intereſſantes nfr. Stück aus der Zeit um 1450 ſind die Holden am Niederrhein (Bruchſtück, Germania XI, S. 414). Heinzel ſtellt es unter die zu Dialekt II gehörenden literariſchen Denkmäler; es wird wohl in der Duisburger Gegend aus einem lateiniſchen Original überſetzt worden ſein. Es gebraucht ſtets die Form *ende*, was in Anbetracht der ſpäten Abfaſſung allerdings merkwürdig iſt. Eine Urkunde vom Jahre 1483 aus Götterswick nördlich von Duisburg (Ndd. Jahrbuch 7, S. 70ff.) hat auch noch dreimal *ẽn (ende)* neben überwiegendem *ind*.

Inde.

Die Form *inde* iſt uns ſchon im 9. Jahrhundert in Rhein- und Mittelfranken begegnet. Im Rheinfränkiſchen iſt ſchon ſehr früh *unde* dafür eingetreten, wie die Mainzer Beichte aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts beweiſt. Die um 1050 abgefaßte, aus einer etwas ſüdlicheren Gegend ſtammende Reichenauer Beichte (MSD. S. XXVI) hat gleichfalls ſchon *unde*. In Mittelfranken dagegen hat ſich die ältere Form *inde* viel länger erhalten. Sie ſcheint auch ziemlich weit in Niederfranken eingedrungen zu ſein. Vgl. die kleveſchen Urkunden Lac. III, 1030 *ind* und *end*; 1031 *end*; 1032 *ind* und *end*; *ind* nur in 1039, 1071, Lac. IV 18, 22, 33, 39, 44, 46 uſw., Mörs, Lac. III 1070 *ind* u. a. m. Im Süden, in Trier und an beiden Ufern der Moſel tritt *unde* ſchon im Anfang des 14. Jahrhunderts auf.

Das alte *ende*, das früher in Mittelfranken herrſchte, iſt nur noch ſporadiſch belegt. Im ſüdlichen Teile iſt keine Spur mehr vorhanden. Im nördlichen ſind mir nur zwei Urkunden aus Jülich begegnet, die *ende* aufweiſen — Lac. II, 506 a. d. J. 1261 mit *ende* (61), *inde* (6) und Lac. Archiv I, S. 392 a. d. J. 1331, *ende* (23). Jülicher Urkunden zwiſchen 1261 und 1331 zu entdecken, iſt mir nicht geglückt. (Lac. III, 247 a. d. J. 1330 wurde zu Düren ausgeſtellt.) Wir können alſo nur ſagen, daß *ende* bis etwa 1350 in Jülich üblich war, daß aber daneben auch *inde* beſtand, bis erſteres ſchließlich verdrängt wurde. Es ſind ja Urkunden vorhanden, die *ende* neben ſonſtigem mittelfränkiſchen Lautſtand haben, aber es kommen faſt immer Einzelheiten vor, die Verdacht gegen mfr. Urſprung des *ende* erregen. Um nur ein Beiſpiel zu geben: Höfer, Urkundenbuch S. 334, ein Vergleich zwiſchen dem Konvent zu Kamp öſtlich von Geldern und dem Kapitel zu Köln wegen des Zehnten zu Leyden. Wäre dieſe Urkunde in Kamp abgefaßt, würden wir den niederfränkiſchen Dialekt erwarten, worin auch

die Form *ende* regelrecht wäre. Dieſe Urkunde zeigt aber die mittelfränkiſche Verſchiebung des *t* zu *z* außer in *dat, it*; des *p* zu *f* außer in *up*, alſo anſcheinend nichts, was gegen mfr. Urſprung ſpräche. Aber Seite 335, Zeile 8 kommt einmal *geheten* vor für ſonſtiges *geheyssen*, was unmöglich aus Mittelfranken ſtammen könnte; zieht man ferner die Eigennamen wie *Noytboym* (Nußbaum), *Breydestraten* neben *Santstraese* in Betracht, ſo ergibt ſich, daß dieſer Urkunde wahrſcheinlich ein nfr. Konzept zu Grunde lag, welches dann von einem Mittelfranken in ſeinen Dialekt umgearbeitet wurde. Ob er das nfr. *ende* beibehielt oder ob ihm die Form in Mittelfranken geläufig war, muß natürlich dahingeſtellt bleiben, aber erſteres iſt immerhin möglich.

Nach Jülich möchte ich auf grund der Ähnlichkeit des Dialekts mit der ebenerwähnten Jülicher Urkunde, Lac. II 506, die Bruchſtücke B (Benecke, Beitr. I, S. 611ff.; Hſ. a. d. erſten Hälfte des 14. Jhdts.), m (Münſter, Z. f. d. Alt. 50, S. 285; Hſ. a. d. erſten Hälfte des 14. Jhdts.) und K (Kalff, Tijdſchrift voor nederl. Taal- en Letterkunde, Bd. 4, S. 195ff.; Hſ. a. d. Ende des 14. Jhdts.) des Karlmeinet ſetzen. Daß der Dialekt aller dieſer Bruchſtücke derſelbe iſt, d. h. mittelfr. (Heinzels Dialekt IV), beweiſt Verſchiebung des *t* zu *z* außer in *dat, wat, it, allet*; des *p* zu *f* außer nach Liquiden wie *dorp, helpit* und in *up*; die Präpoſition *bit* für *mit*; *ende* in m und K; *ende* (15), *inde* (6) in B. Die Hſ. M (Meuſebachs Hſ. hrsg. v. Lachmann, Kleinere Schriften, S. 532ff.) weicht in ihrem Dialekt etwas von den anderen ab; ſie iſt zwar in Mittelfranken geſchrieben, aber kleine Abweichungen wie *inde* und *mit* (eine Ausnahme Z. 409) für *ende* und *bit* weiſen ſie in eine andere Gegend. Noch mehr abweichend iſt die Darmſtädter Hſ. A (hrsg. v. Keller, Stuttg. Liter. Verein, Bd. 45). Ihre Sprache weiſt ſie in den nördlichſten Teil Mittelfrankens, dicht an der nfr. Grenze, wie auch die Reime deutlich zeigen: S. 19, Z. 33, 34 *gegroit* : *spuet*; S. 69, Z. 26, 27 *begurt* : *kurt*; S. 88, Z. 56, 57 *slaeffen* (für *slapen*) : *wapen*. Oder ſind dies Reſte einer niederländiſchen Vorlage, wie Jac. Grimm, Gött. Gelehrte Anzeigen 1831, S. 807 (Kl. Schr. 5, 117) vermutete?

Die Grenze zwiſchen Mittel- und Niederfranken verſuchten wir oben nach Lokalurkunden der Gegend zu ziehen. Im Süden Mittelfrankens gegen das Südrheinfränkiſche iſt das Urkundenmaterial der erſten Zeit (ca. 1250–1300) zwar etwas häufiger, aber das frühe Auftreten des *unde* macht es für unſeren Zweck unbrauchbar. Folgende Urkunden aus dieſem Gebiet haben noch *ind(e)*.

Trier: (Höfer, Urkundenbuch, S. 2) – 1248 – *inde*; (Höfer, S. 167) – 1323 – *und, ind(e)* 2mal; Reil (Höfer, S. 154) – 1322 – *inde*; Kuttenheim bei Virneburg (Höfer, S. 213) – 1327 – *inde*; Alf (Höfer, S. 251) – 1331 – *inde*; Kruft (Höfer, S. 256) – 1332 – *inde, unde* (1).

Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts alſo war *inde* in Trier und auf dem linken Moſelufer üblich. Aber lange bevor Balduin Erzbiſchof von Trier wurde und viele ſüdrheinfränkiſche Eigentümlichkeiten aus der Mainzer Kanzleiſprache, unter anderen die Form *daz*, in die Trieriſche brachte, war *unde* hier ſchon allein üblich. Dieſer ſüdlichere Teil Mittelfrankens, den Heinzel (Nfr. Geſchäftsſprache, S. 338) als Dialekt V bezeichnet, unterſcheidet ſich von dem nördlicheren durch überwiegendes *f* nach Liquiden (wie *dorf, helfen*) und durch ausnahmsloſes *f* nach Vokalen (*uf* uſw.). Verhältnismäßig wenige Urkunden bieten *uf* und *inde* nebeneinander. Wo man durchgängiges *unde* in mittelfränkiſchen Urkunden findet, ſteht ihm gewöhnlich auch *uf* zur Seite.

Die Hauptſtationen des Nordmittelfränkiſchen ſind Köln, Jülich und Berg-Ravensberg. Mit ſehr wenigen Ausnahmen zeigen die von dieſen ausgeſtellten Urkunden die Form *ind(e)*.

Köln: Lac. II 434, 435, 515, 517, 534, 542, Lac. III 22, 278, 280, 310, 382, 420, 421, 422, 426, 489, 494, 496, 508, 516, 602, 609, 646, 657, 668, 670, 720, 730, 748, 752, 762, 768, 769, 799, 865, 885, 914, 937, 965, 968, 974, 988, 1011 uſw. Höfer, S. 4, 12, 15, 23, 67, 181, 237 uſw.

Jülich: Lac. II 506 (ſiehe oben), Lac. III 247 (?), 450 (?), 464, 478, 554, 567, 570, 621, 627, 673, 676.

Berg-Ravensberg: Lac. III 363, 486, 582, 629, 634, 644, 647, 681, 684, 708, 715, 754, 757, 758, 777, 872, 878, 880, 919, 921, 933, 940, 960, 979, 980, 1001, 1009, 1053 uſw.

Kleinere Ortſchaften wie Prüm, Lac. III 680; Iſenburg, Lac. III 316, 335 (Vallendar), 339, 522, 628; Rennenberg bei Wied, Höfer, S. 97; Hammerſtein bei Linz, Höfer, S. 59 (aber S. 224 und 326 haben *und*); Drachenfels, Lac. III 573; Schocke, Höfer, S. 314; Sinzig, Höfer, S. 202, 203.

Urkunden, die von kleinen Ortſchaften ausgeſtellt ſind, ſind natürlich nicht häufig, da ihre Angelegenheiten meiſtens von den großen Kanzleien beſorgt und ſomit in deren Dialekt aufgezeichnet wurden. So z. B. haben wir eine Menge Urkunden, die Heinzel unter die Rubrik „Verkehr mit Köln, Jülich und Berg-Ravensberg" bringt (Nfr.

Geſchäftsſprache, S. 292ff.). Die meiſten von dieſen gebrauchen ſelbſtverſtändlich die Form *ind(e)*.

Literariſche Denkmäler:

1) Herzog Ernſt in der niederrheiniſchen Bearbeitung, nach Bartſch[1]) zwiſchen 1170 u. 1180 verfaßt. Der Dialekt iſt der des ſüdlichen Mittelfrankens (Heinzel V, S. 339). Vgl. *dat, it, dit, allit, bit* = *mit*, neben Verſchiebung des *p* nach Vokalen und Liquiden (S. 4, Zeile 34 *uf*, S. 7, Z. 64 *uffe*, S. 6, Z. 24 *helfe*). Dieſe Überſetzung aus dem Lateiniſchen wird demnach in die Gegend von Trier zu ſetzen ſein. Konjunktion *ind, inde*.

2) Albanus[2]), eine Heiligenlegende aus den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts, wird von Heinzel mit Recht unter Dialekt V geſtellt. Vgl. die Formen *uf, bischof* uſw. Kraus, S. 210, macht darauf aufmerkſam, daß die *rd*-Verbindungen wie *orde, harde, worde* uſw. unverſchoben bleiben, was nur nördlich der Linie Andernach, Mayen, Trier der Fall war. Er weiſt alſo das Gedicht in den nördlichen Teil Moſelfrankens. Konjunktion *inde, in*.

3) Die Marienlieder[3]), gleichfalls aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, ſind im Kölner Dialekt verfaßt (Heinzel, Dialekt IV, S. 286). Vgl. das unverſchobene *p* in *up, hilp, helpen, harpen, kamp, scharpen*. Konjunktion *inde, in*.

4) Die Heimat der Gedichte des Wilden Mannes[4]) werden wir mit Köhn (S. XVII) in dem Grenzgebiete des nördl. Mittelfrankens gegen Niederfranken zu ſuchen haben; nur dieſe Annahme erklärt wohl das merkwürdige mundartliche Gemiſch (Köhn, S. Xff.). Das urſprüngliche *inde* iſt nur noch viermal bewahrt (Veronica, Zeile 11, 120, 601; Chriſtliche Lehre, Z. 165), ſonſt überall durch das vom rheinfränk. Schreiber herrührende *und, unde, undi* erſetzt. Die Abfaſſungszeit geht nach Köhn in die 70er Jahre des 12. Jhdts. zurück.

5) Die Handſchrift A und das Meuſebachiſche Fragment M des Karlmeinet ſtammen, wie ob. S. 47 gezeigt wurde, beide aus Nordmittelfranken und weiſen demnach die Form *ind(e)* auf. Hſ. A iſt eine ſpäte Überlieferung aus dem 14. Jahrhundert. Hſ. M iſt vielleicht

[1]) Herzog Ernſt, hrsg. v. K. Bartſch, Wien 1869, Text, S. 3ff.

[2]) Albanus, hrsg. v. Kraus, Deutſche Gedichte des 12. Jhdts., S. 41ff.

[3]) Z. f. d. Alt. X, S. 1ff., hrsg. v. W. Grimm.

[4]) Hrsg. v. Karl Köhn in den Schriften zur Germ. Philologie, 6. Heft (Berlin 1891).

unsere älteste Quelle in niederrheinischer Mundart; sie stammt nach Bömer aus dem 13. Jahrhundert.

6) Zwei Gespräche zwischen Seele und Leib[1]). Das erste Gespräch allein zeigt die Form *ind* (4) neben gewöhnlichem *und*. Daß es aus Mittelfranken stammt, beweisen vor allem die Formen *up, dat, dit, wat, it, allit* (Heinzel IV). Das zweite Gespräch zeigt, obgleich es rheinfränkischen Lautstand hat, noch einige Spuren der mittelfränkischen Vorlage. Vgl. Germania 3, S. 398. Das Original des ersten Gesprächs wird wohl erheblich älter gewesen sein als diese Abschrift aus dem Jahre 1421.

7) Die Kölner Klosterpredigten des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Philipp Strauch, Ndd. Jahrbuch XXXVII S. 21ff. zeigen nur die Form *inde*.

8) Ein sehr interessantes Denkmal, das allerdings streng genommen nicht in unseren Zeitraum gehört (es ist wahrscheinlich nach 1524 abgefaßt), ist das Liederbuch der Anna von Köln, hrsg. von Bolte in der Z. f. d. Phil. 21, S. 129ff. Von den 17 Liedern, die von Bolte mitgeteilt sind, haben 15 die Form *ind* (V und XVII haben *und*). Der Dialekt ist mittelfränkisch. Viele von diesen Liedern gehen auf ältere Vorlagen zurück.

Und.

Wir kommen jetzt zu der letzten Stufe der Entwickelung des *andi*. Daß ein alter Ablaut (*a, e, i, u*) anzunehmen sei, ist von vornherein durch das Zeitverhältnis, in welchem die verschiedenen Formen erscheinen, ausgeschlossen. Nie findet sich ein *unde* in der ältesten Überlieferung. Vor dem 10. Jahrhundert ist mir kein einziger Beleg für *unde* bekannt. Das Gebiet der Entstehung des *unde* ist außerdem beschränkt. In Niederfranken hat sich selbstverständlich kein *unde* aus dem erstarrten *ende* entwickeln können. In Mittelfranken war die Möglichkeit da, aber wie wir gesehen haben, ist hier das *unde* neben *inde* wahrscheinlicher als Eindringling aus dem südlich nnd westlich gelegenen Rheinfranken zu erklären. Es mag wohl eine gewisse Anlage zu einer selbständigen Entwickelung im Mfr. mitgewirkt haben. Es bleiben also noch übrig das Ostfränkische, Alemannische (einschließlich des Südrhfr.) und Bayrische. In einem dieser Gebiete muß *unde* zuerst ins Leben getreten sein. Welchem von ihnen aber die Priorität zukommt, läßt sich nicht fest-

[1]) Hrsg. v. Max Rieger, Germania 3, 396ff.

ſtellen. Denkmäler wie die Würzburger Beichte, die *ente* (*enti*) 17 mal neben *unte* (*unti*) 3 mal zeigt und die Würzburger Markbeſchreibung können nichts für das Alter des *unde* (*unte*) beweiſen. Letztere iſt, wie Braune bemerkt, erſt nach 995, wenn auch nach einer älteren Vorlage, eingetragen; dazu ſtimmt der Lautſtand. Die Handſchrift der Beichte gehört nach Eckhart und Maßmann (vgl. MS Denkmäler LXXVI) dem 9. Jahrhundert an, jedoch darf man dieſe Datierung bezweifeln. Die Sprache iſt offenbar viel jünger[1]). Vor Anfang des 10. Jahrhunderts ſcheint mir die Niederſchrift ſchwerlich gemacht worden zu ſein.

Aus dem Mittelniederdeutſchen iſt mir nur die Form *unde* bekannt, die ſehr wahrſcheinlich infolge der engen Beziehung mit dem Süden, hauptſächlich mit Mainz (vgl. Z. f. d. Alt. 40, 132, 185 ff.) aus dieſem eingedrungen iſt. Ob in älteſter Zeit die Form *endi* oder *and(e)* gegolten hat, läßt ſich nicht mit Sicherheit ermitteln. Aber eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit für letzteres iſt doch nicht zu verkennen. Wir wiſſen ja, daß das Oſtfrieſiſche nur die Form *and(e)* gekannt hat. Ferner laſſen die Belege für *and(e)* im Taufgelöbnis und Freckenhorſter Heberegiſter und in der Formel „siniu gelp *anda* sinen willon“ aus einem lateiniſchen Brief des Erzbiſchofs von Köln an den Kaiſer Karl (Z. f. d. Alt. 40 S. 187) und in Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert (vgl. oben S. 40) eher auf ein *and(e)* als *endi* für dieſes Gebiet ſchließen. Wäre die Form *endi* hier einſt üblich geweſen, würden wir doch wenigſtens noch hie und da auf eine ſolche ſtoßen. Aber dies iſt keineswegs der Fall. Der Überſetzer des flämiſchen Seebuchs hat das *ende* ſeiner Vorlage gänzlich ausgemerzt, manchmal gar verſtändnislos, offenbar unter dem Eindruck, es entſpreche einem flämiſchen *ende* ſtets ein niederdeutſches *unde*. Vgl. Koppmann, „Das Seebuch“, Niederdeutſche Denkmäler Bd. I S. XII (*unde* für das Nomen *Ende: oest unde* für *Oestende: den nort unde* für *ten nortende*).

Im ſüdlichen Weſtfalen kam das *unde*, wie wir oben geſehen haben, ſehr früh zur Herrſchaft. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß das Volk dieſe neue fremde Form gleich aufnahm. Die Kanzleien hatten ſich infolge des Verkehrs mit Oberdeutſchland ſchon lange hochdeutſcher Formen bedient (worin man gewöhnlich Anſätze zu einer Schriftſprache ſieht; vgl. Tümpel, Niederdeutſche Studien S. 5), ehe dieſe im niederen Volke gebräuchlich wurden; das zeigt deutlich die oben

[1]) Kögel, a. a. O. S. 537.

erwähnte Lokalurkunde aus Götterwick, wo die alte Form noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts üblich war, aber in den ſtädtiſchen Urkunden und in denen des hohen Adels kaum mehr zu finden iſt.

Das inlautende *t* in *unte*, das ſich uns in den älteſten Denkmälern vielfach als Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Ober-, Mittel- und Niederdeutſchland bewährte, iſt noch großenteils erhalten. Z. B. Bayriſch-Öſterreichiſch:

1)	Wiener Hundeſegen	10. Jhd.	unta (2)
2)	Bayriſche Beichte	10.–11. „	unti, unte (1)
3)	Otlohs Gebet	11. „	unta (37), unte (1)
4)	Ezzos Geſang (Vorauer Hſ.)	11. „	unte, unt
5)	Kloſterneuburger Gebet	11. „	unta
6)	Geiſtliche Ratſchläge	11. „	unta (2), unda (1)
7)	Merigarto	11.–12. „	unte, unt (2)
8)	Laudate Dominium	11.–12. „	unte, unt
9)	Weſſobrunner Predigt	12. (?) „	unte (9), unde (7)
10)	Heinrich von Melk	12. „	unt
11)	Benediktiner Glaube u. Beichte	12. „	unte (21), unde (1)
12)	Predigt	12. (?) „	unte
13)	Weſſobrunner Glaube u. Beichte	12. „	unte

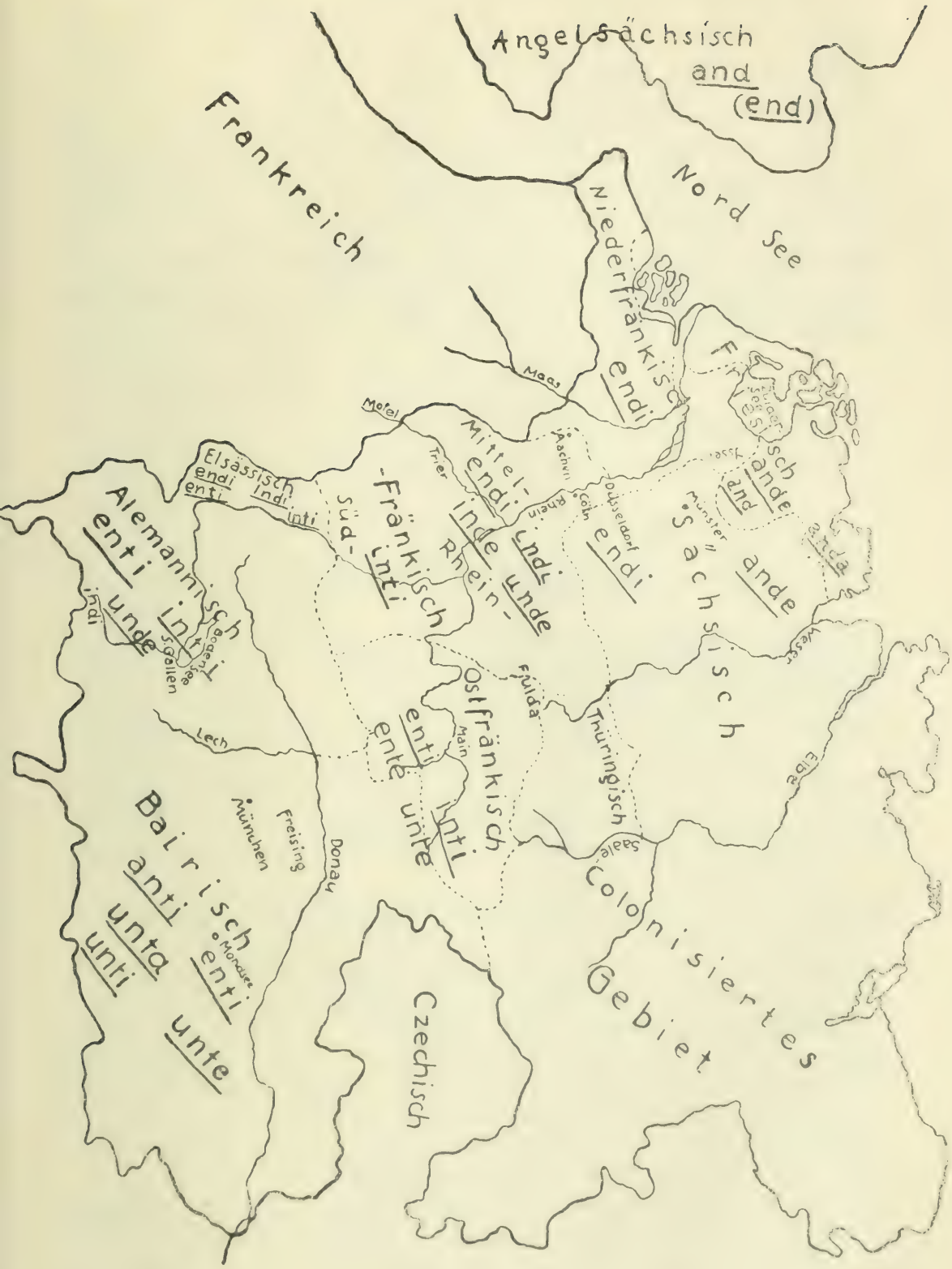
Alemanniſch:

1)	Chriſtus und die Samariterin	10. „	unte
2)	Sangaller Glaube u. Beichte II	11.–12. „	unt, unte (6)
3)	Aleman. Glaube u. Beichte	12. „	unt

Oſtfränkiſch:

1)	Würzburger Markbeſchreibung	10. „	unte (2)
2)	Würzburger Beichte	10. „	unti (1), unte (1)
3)	Williram Hſ. B.	11. „	unte.

So ſehr hat ſich dieſe Eigentümlichkeit feſtgeſetzt, daß ein *unde* vor dem 11. Jhd. in Oberdeutſchland faſt eine Ausnahme iſt. Erſt im Laufe der Zeit iſt eine Schwächung des *nt* zu *nd* eingetreten. In den klaſſiſchen Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Wolframs und im Nibelungenlied wird *und(e)* ſchon überwiegend gebraucht, wenn auch nicht ſelten ein *unt* daneben begegnet. Dieſes *unt* braucht aber nicht als alt angeſehen zu werden; nach Verluſt des auslautenden *e* in *unde* wurde das auslautende *d* zu *t*. Vgl. die heutige Ausſprache des *und* = *unt*.



Angelsächsisch
and
(end)
Frankreich
Nord See
Niederfränkisch
endi
Maas
Mosel
Mittel-
endi
Aachen
Trier
Rhein
Cöln
Düsseldorf
Elsässisch
endi
enti
Indi
inti
Alemannisch
enti
inti
unde
Bodensee
S. Gallen
Süd-
inti
-Fränkisch
inde
Rhein-
Ostfränkisch
enti
ente
unte
Main
Fulda
Thüringisch
Saale
Elbe
Weser
Münster
Sächsisch
ande
Lech
Freising
München
Donau
Bairisch
anti
unta
unti
Mondsee
enti
unte
Czechisch
Colonisiertes
Gebiet

In dieſer kurzen Darſtellung habe ich verſucht, die Entwicklung unſerer heutigen Konjunktion *und* von dem erſten Auftreten als *anti* bezw. *andi* durch die Entwicklungsſtufen *enti*, *inti*, *inte*, *unte*, *unde* zu verfolgen. Die Sache war nicht immer einfach. Die verſchiedenen Anſichten über den Dialekt eines Denkmals haben vielfach die Arbeit erſchwert. Ich war manchmal nach ziemlich eingehender Unterſuchung gar nicht ſicher, ob ich nicht das Gegenteil mit ebenſolcher Entſchiedenheit hätte behaupten können. Aber das Endergebnis wird wohl dadurch nicht erheblich beeinträchtigt ſein, wenngleich genauere Kenntnis des Urſprungs und der Abſchriften des betreffenden Denkmals das Reſultat bekräftigt hätte.

Verzeichnis der Quellen.

Anzeiger für deutſches Altertum, hrsg. von Roethe und Schroeder, Berlin 1876 ff.
v. Bahder, König Rother, Halle 1884 ff.
Bartſch, Herzog Ernſt, Wien 1869.
Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur, hrsg. von Paul und Braune, Halle 1874.
Beiträge zur Kunde der indogermaniſchen Sprachen, hrsg. von Ad. Bezzenberger und W. Prellwitz, Göttingen 1877–1906.
G. F. Benecke, Beyträge zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Litteratur, 2 Teile, Göttingen 1810, 1832.
H. Beyer, Urkundenbuch zur Geſchichte der mittelrheiniſchen Territorien, 1860.
A. Borgeld, De oudoost nederfrankische psalmen, Groningen 1899.
Bosworth-Toller, An Anglo-Saxon Dictionary, Oxford 1898.
Braune, Althochdeutſche Grammatik, 4. Aufl., Halle 1911.
–, Althochdeutſches Leſebuch, 7. Aufl., Halle 1911.
Brugmann, Kurze vergl. Grammatik der indogerm. Sprachen, Straßburg 1904.
Chadwick, Studies in Old English. Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. IV, Part 2. London 1899.
Cleasby-Vigfuſſen, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1874.
Coſijn, De oudnederlandsche psalmen, Haarlem 1873.
Elteſter und Goerz, Urkundenbuch zur Geſchichte der jetzt die preuß. Regierungsbezirke Coblenz und Trier bild. mittelrh. Territorien, Coblenz 1874.
H. Entholt, Die Sprache der Leidener Williram-Handſchrift. Straßb. Diſſertation, Berlin 1897.
Erdmann, Otfrids Evangelienbuch, Halle 1882.

Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Aufl. Göttingen 1891.
Franck, Altfränkische Grammatik, Göttingen 1909.
Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, hrsg. von F. Pfeiffer, Stuttgart 1856–1892.
Graff, Althochdeutscher Sprachschatz, 6 Bde. Berlin 1834–1842.
–, Diutiska, 3 Bde., Stuttgart und Tübingen 1826–1829.
Grein-Wülker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, Leipzig 1881–1898.
J. Grimm, Kleinere Schriften, 8 Bde., Berlin 1870–1890.
–, Weisthümer, 7 Tle., 1840—1878.
Hattemer, Denkmale des Mittelalters, 3 Bde., St. Gallen 1844–1849.
Heinzel, Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache, Paderborn 1874.
van Helten, Altostfriesische Grammatik, Leeuwarden 1890.
G. A. Hench, The Monsee Fragments, Straßburg 1891.
–, Der althochdeutsche Isidor (Q F 72), Straßburg 1893.
R. Henning, Die St. Gallischen Sprachdenkmäler (Q F 3), Straßburg 1874.
Heyne, Kleinere altniederdeutsche Denkmäler, Paderborn 1877.
–, Heliand, Paderborn 1866.
A. Hilgard, Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Speyer, 1885.
L. Höfer, Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache, Hamburg 1835.
H. Hoffmann, Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur, 2 Teile, Breslau 1830–1837.
Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. Aufl., Straßburg 1910.
Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, 2 Bde., Straßburg 1894, 1897.
K. Köhn, Geschichte des Wilden Mannes. Schriften zur germ. Phil. Bd. 6, Berlin 1891.
R. Kötzschke, Werdener Urbare, Bonn 1896.
v. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts, Halle 1894.
Lachmann, Kleinere Schriften, hrsg. von K. Müllenhoff, Berlin 1876.
Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, 7 Bde., Düsseldorf und Cöln 1832–1870.
–, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, 4 Bde., Düsseldorf 1840–1857.
A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle 1914.
Modern Language Notes, Baltimore 1884 ff. (New Series 1893 ff.).
Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, Berlin 1864, 1873, 1892.
Napier, The Franks Casket — An English Miscellany presented to Dr. Furnivall, Oxford 1901.
Niederdeutsches Jahrbuch, hrsg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, Norden und Leipzig 1874 ff.
J. Niesert, Beiträge zu einem münsterischen Urkundenbuche, Münster 1823.
R. E. Ottmann, Grammatische Darstellung der Sprache des ahd. Glossars Rb, Berlin 1886.
Ponger, Das Hildebrandslied, Marb. Dissertation 1913.
Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache, 2. Aufl., Göttingen 1905.

851071

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, Straßburg 1874 ff.

v. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch, Göttingen 1840.

Saran, Deutsche Verslehre, München 1907.

Schatz, Altbairische Grammatik, Göttingen 1907.

Scheel, Beiträge zur Geschichte der nhd. Gemeinsprache in Köln, Marburg 1892

Seibertz, Urkundenbuch des Herzogtums Westfalen, Arnsberg 1839–1875.

Siebs, Westfriesische Studien. Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1895.

Sievers, Tatian, 2. Ausgabe, Paderborn 1892.

–, Heliand, Halle 1878.

Skeat, English Dialects, Cambridge 1912.

Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen, 4 Bde., Berlin 1879–1898.

Streitberg, Gotisches Elementarbuch, 3. Aufl., Heidelberg 1910.

Sweet, Anglo-Saxon Glosses, Early English Text Society, Bd. 83.

M. Thomas, Lautstand der Leidener Williram-Hs., Zürich 1897.

Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde, Leiden 1881 ff.

Tümpel, Niederdeutsche Studien, Bielefeld und Leipzig 1898.

Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden und Leipzig 1899.

Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl., Heidelberg 1910.

Weller, Die Sprache in den ältesten deutschen Urkunden des deutschen Ordens, Breslau 1911.

L. Wüllner, Das Hrabanische Glossar und die ältesten bairischen Sprachdenkmäler, Berlin 1882.

Zeitschrift für deutsches Altertum, hrsg. von M. Haupt, Leipzig 1841 ff.

Zeitschrift für deutsche Philologie, hrsg. von E. Höpfner und J. Zacher, Halle 1869 ff.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerm. Sprachen, hrsg. von A. Kuhn, E. Kuhn, J. Schmidt und W. Schulze, Berlin und Gütersloh 1852 ff.

–, Dasselbe, Neue Folge, hrsg. von A. Bezzenberger, E. Kuhn und W. Schulze, Göttingen 1907 ff.

Sehrt, E.

PD
181.
.S4

Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion Und

PONTIFICAL INSTITUTE
OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK
TORONTO 5, CANADA